

Konrad Fischer



Das Weilau-Projekt

Projekt- und Reisebericht Sommer 2001

Spendenkonto für die Fortsetzung des Projekts: Evangelische Kirchengemeinde Heddesheim,
Konto-Nr. 99073.00 BLZ 670 900 00 Volksbank Rhein-Neckar, Kennwort: Südosteuropa

I. Vorbericht

Rumänien

Wenn man von Rumänien erzählt, muss man von den Karpaten erzählen, von Bären und Kirchenburgen, von imposanten Städten und beklemmender, manchmal bis ins Pittoreske hinein verzerrter Armut. 22,5 Millionen Menschen wohnen zwischen dem Kreischgebiet im Westen und der Dobrudscha an der Schwarzmeerküste, zwischen Maramures, Moldava, Banat und Wallachei. Griechen und Römer haben ihre Spuren hinterlassen, Rumänen sind entstanden, ein gewissermaßen gallischer Vorgang, Ceaucescus nationalistische Legitimationsmythologie hat sie gerne von den Dakern hergeleitet, ein ideologisches Konstrukt wie weiland die alten Germanen. Tatsächlich, scheint es, sind Rumänen Leute der allerverschiedensten Herkünfte. Dafür spricht die Vielfalt der bis auf diesen Tag existierenden Sprach- und Kulturminderheiten im Land, es gibt Aromunen, Vlachen, Slawen, Türken, Ungarn, Deutsche, und wenn ich mich an Basca Victor erinnere, Hirte und Analphabet aus Bessarabi in der Dobrudscha, 20 km landeinwärts von Constanta, so frage ich mich, ob der, hoch von Wuchs und blassweißer, unter der Sonne sanft gebräunter Haut, graublunde Haare, die Iris der Augen von bestechend kristallklarem Blau - ich frage mich also, ob Victor Basca, der Hirte und Analphabet aus der Dobrudscha, nicht stracks und umstandslos von irgendwelchen ostgotischen Voreltern abkünftig ist. Woraus man den Unfug solch dakischer oder germanischer Legitimationskonstrukte ersehen kann. Rumänen heute sind ein Staatsvolk im Werden. Die konfliktträchtigen Homogenisierungsprozesse, die im mittleren und westlichen Europa in den vergangenen 150 Jahren unter welchen Mühen und Furchtbarkeiten auch immer zu einem stabilen Bestand einigermaßen gesitteter Gesellschaften und Staaten geführt haben, sind auf dem Balkan in vollem Gange, darüber belehren die Jugoslawienkriege. Rumäne ist, wer es sein möchte und bereit ist, die überhaupt erst in jüngerer Zeit, nämlich im 19. Jahrhundert standardisierte Sprache lateinischer Herkunft als Umgangs- und Familiensprache bis ins dritte und vierte Glied zu übernehmen. Das gilt auch für diejenigen, die von deutscher Muttersprache her gebürtig sind. Das waren in früheren Zeiten nicht wenige. Vom Mittelalter an haben moselfränkische und wohl auch alemannische Migranten die Region in der Mitte besiedelt: Siebenbürgen, sanftes Land. Bis auf diesen Tag nennen sie sich Siebenbürger Sachsen. Deutsch sprach man auch in Bessarabien, der heutigen Moldaurepublik, mancherorts in der Dobrudscha sowie in weiten Teilen des Banat, wo

allenthalben hin die deutschen Siedler als Donauschwaben gekommen waren, auf Ulmer Schachteln die Donau hinab. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts zählte man allein in Siebenbürgen gegen 800.000 Menschen deutscher Nationalität. Heute sind es in Gesamt Rumänien ca. 85.000, die sich auf Nachfrage nach ethnischer und kultureller Zugehörigkeit als deutsch bezeichnen. Allein 35.000 davon leben im südlichen Siebenbürgen, konzentriert auf Sibiu / Hermannstadt und Umgebung. Bis zum Jahr 1989 gab es dort noch das Zehnfache davon. Schäßburg / Shigisoara, die wunderbare deutsch-mittelalterliche Stadt auf halbem Wege zwischen Neumarkt / Tirgu Mures im nördlichen Siebenbürgen und Hermannstadt im Süden, sah vor 1990 Sonntag für Sonntag in fünf großen evangelisch-lutherischen Kirchen eine vieltausendköpfige, komplett versammelte deutschsprachige Gemeinde. Das ist vorbei. Die schon zu kommunistischen Zeiten eher schleichend einsetzende Abwanderung hat nach 1990 zu einem rasanten Exodus der Siebenbürger Sachsen geführt. Unter den Augen einer desinteressierten bundesdeutschen Öffentlichkeit ist ein über nahezu acht Jahrhunderte währendes Kulturwesen deutscher Sprache und (seit Mitte des 16. Jahrhunderts) reformatorischen Bekenntnisses lautlos implodiert. In den sächsischen Dörfern mit ihren gepflegten, aber verlassenen Kirchenburgen, daneben Pfarrhaus und Schule, bis 1989 wenn auch unter belastendsten Bedingungen Heimstätten des Siebenbürger Sachsentums, funkeln heute in silbrigem Glanz die Kuppeldächer der neu errichteten rumänisch-orthodoxen Kirchen. Sei's drum, die Menschen brauchen Religion, wenn sie also denn nur irgendwo eine verantwortbare geistliche Heimat haben, aber schmerzhaft ist es doch. Die Sachsen wohnen heute im Westen, in Deutschland oder Österreich, nur zur Weihnachtszeit, zu Ostern und in den sommerlichen Ferienzeiten kehren sie zurück, heimwehkrank, nicht selten auch zur letzten Reise, das ein oder andere Grab auf dem Totenanger östlich der Kirchenburg, die Blumen frisch, der Grabstein neu errichtet, gibt davon Zeugnis. Hier liegt Reinhilde Maier, aus Großschenk in Siebenbürgen gebürtig und bis 1992 wohnhaft dortselbst. Im Jahr 2000 ist sie einundneunzigjährig zu Hannover verstorben.

Menschen

Die funkelnden Dächer auf den neuen orthodoxen Kirchen sind Zigeunerarbeit. Einige wenige der Romaleute, umherziehende Kesselflicker und Blechschmiede bis auf diesen Tag, haben inzwischen mit ihrem Handwerk gutes Geld gemacht. Sie sind Händler geworden, Hutzigeuner nennt sie Fabian Jacobs aus Bautzen, der, nach vielen diakonischen Einsätzen in Kinderheimen der transilvanischen Magyarshag, also des mehrheitlich von Ungarn

bewohnten nördlichen Siebenbürgen, der ungarischen und inzwischen auch in Teilen der Zigeunersprache Romanes kundig, in Leipzig an einer Magisterarbeit zur Situation der rumänischen Roma laboriert. Er hat uns im Jahr 2000 durch Siebenbürgen geführt. Hutzigeuner tragen zum schwarzen Anzug schwarze Filzhüte, weißes Hemd, Weste, keine Krawatte, ihr geistliches Rüstzeug folgt häufig dem rigoristischen Regelwerk der adventistischen Gemeinschaft, ihre palastartigen Häuser sind aufs prächtigste mit weißem Zinkblech gedeckt. Reiche Ornamentik an Regentrinnen und Fallrohren erinnert wie eine schwebende Erinnerung an Herkunft aus den Hängen des Himalaja. Nicht selten findet sich das eine oder andere dieser Häuser inmitten der elendesten Slums aus Holzabfällen und Plastikfolien, in seitab liegenden Siedlungen zu allerärmlichsten Hütten zusammengeflickt. Die Frauen kleiden sich bunt, Bluse, Wickelrock, Kopftuch, dominierend die Farben rot, gelb und blau, es sind Signale, denke ich mir, Auskünfte über ihren Stand in Sippe und Clan. Im Herbst 2000 kaufe ich mir für gutes Geld ein wissenschaftliches Nachschlagewerk, Südosteuropa, ein Handbuch, in einem renommierten Münchner Verlag erschienen, ein detailreiches Werk über die ethnische, kulturelle, politische und wirtschaftliche Lage auf dem Balkan. Zigeuner kommen darin nicht vor. Dabei gibt es allein in Rumänien zwischen 2 und 8 Mill. von ihnen, niemand weiß das so genau, der Übergang zwischen Zigeuner und Rumäne, sagt Fabian, ist manchmal fließend. Das diesbezügliche Schweigen meines Handbuchs ist symptomatisch. Hier schwärt in einer der Herzkammern Europas eine teils aus Hilflosigkeit, teils aus Ignoranz geflissentlich übersehene Wunde. Seit ihrer frühmittelalterlichen Wanderung aus den fernen Regionen des Industals bis in die Siedlungsräume des erweiterten Mittelmeerraums hinein sind die Roma kontinuierlich massiver Ausgrenzung und Diskriminierung ausgesetzt gewesen, eine Kollektiverfahrung, die, soweit ich erkennen kann, bei vielen zur Ausprägung einer vollständig differenten externen und internen Moral geführt hat. Die einzig tragfähigen und berechenbaren sozialen Bezugsgrößen sind Familie, Clan und gegebenenfalls Stamm. Hier gelten feste und verlässliche Regeln. Alles andere ist fremd, Quelle unausrechenbaren und unvorhersehbaren Geschicks, daher mit äußerster Vorsicht zu genießen; Desintegration aus dem angestammten Sozialgefüge und Sich-Einlassen auf einen umfassenden und übergeordneten Gesellschaftsverband kann tödlich sein. Das lehrt, glaube ich, den Zigeuner seine Erfahrung. So ist die Geschichte der Beziehung zwischen den alteingesessenen (Romanen, Slawen, Deutsche) bzw. assimilierten (Ungarn, Türken) europäischen Kulturvölkern und den Romavölkern eine lange und leidvolle Geschichte gegenseitiger Integrationsvermeidung geworden. Das hält bis auf diesen Tag an. Schul- und Ausbildungsverweigerung, aggressives Betteln und - nach gemeineuropäischer Norm -

Kleinkriminalität sind nicht bloß Ausdruck sozialer Not. Sie lassen sich aus dem Fundus kollektiver Erfahrung auch als Elemente fortwährend aufrecht erhaltener gegenseitiger Integrationsvermeidung interpretieren.

Sächsisch Reen und Weilau

Wie ist das jetzt mit Weilau? Als wir im Sommer 2000 mit Fabian Jacobs unterwegs waren, sind wir zufällig nach Reghin geraten, in deutscher Sprache korrekt und amtlich Sächsisch Regen, mundartlich Reen, welche Dialektform der Authentizität halber ich von jetzt an benutzen werde. Reen ist eine mittelgroße Kreisstadt im nördlichen, seit alters mehrheitlich von Ungarn bewohnten Siebenbürgen, auf halbem Wege zwischen Neumarkt / Tirgu Mures und Bistrita / Bistritz gelegen, von wo die Ostkarpaten nicht mehr ferne sind. Auf einer Siebenbürgenrundfahrt im Jahr zuvor hatte ich die Stadt flüchtig berührt. Wie schon der Name festhält, war Reen in früheren Zeiten eine durch und durch sächsische Siedlung, die prächtigen, wenn auch vom Pflegezustand her etwas beeinträchtigten Häuser, welche die großzügige Anlage in der Stadtmitte flankieren, zeugen vom alten Bürgerglanz. Sachsen und Juden haben hier gewohnt, die ehemalige Synagoge, in Luftlinie an die 500 m von der mittelalterlichen evangelisch-lutherischen Stadtkirche entfernt, war zwischendurch Kino und wird heutigentags als Lagerhalle genutzt. Rumänien war bis Herbst 1944 mit Hitlerdeutschland verbündet. Das ist für beide, Deutsche wie Juden - Nationalität nennt sich das bis heute in der förmlichen Balkanologie, obwohl ich mit dem verstorbenen Ignaz Bubis entschieden dafür halte, Menschen in ihrer Herkunftigkeit aus jüdischem Kulturkreis auf gar keinen Fall als Nation, vielmehr als Kultur- und Religionsgemeinschaft zu rubrizieren - für beide also, Kinder des Siebenbürgischen Sachsentums wie des dortselbigen Judentums, ist der Angriff Nazideutschlands auf den europäischen Osten zum irreversiblen Verhängnis geworden. Was in Reen jüdisch war, wurde von den Nazis und ihren rumänischen Verbündeten, wenn vorher nicht die Flucht gelungen war, deportiert und ermordet. Was deutsch war, sächsisch in alter Angestammtheit und unbeschadet vorliegender oder nicht vorliegender Kollaborationsbereitschaft, wurde nach dem Frontwechsel der Rumänen von der Wehrmacht nach Österreich oder Deutschland evakuiert und nicht selten, wofern nach dem Kriege in die alte Heimat zurückgekehrt, vom kommunistischen Regiment der Nachkriegszeit als Reparation in Arbeitskraft an Stalin verkauft - ein Kriegs- und Nachkriegsschicksal der deutschen Siedler im Osten, dessen Tragik erst in diesen Tagen, nahezu 60 Jahren nach Ende der Hitlerherrschaft und zwölf Jahre nach dem Zusammenbruch des stalinistischen

Sozialismus in der eurasischen Welt, langsam in das Bewußtsein der gegenwärtigen bundesdeutschen Gesellschaft einzusickern beginnt. Reen jedenfalls war zur Faschistenzeit mit dem ganzen nördlich Siebenbürgen ungarisch gewesen, so war es im sog. Wiener Schiedspruch von 1940 festgelegt worden, nachdem die Siegermächte des Ersten Weltkriegs das Territorium der ungarischen Krone, die, wie man weiß, die eine Hälfte im Doppeladler der Donaumonarchie bildete, auf das ungarische Stammgebiet an Donau und Theiss zurückgestutzt hatten. Zuvor waren die Ungarn vom Burgenland an, von der Zips im Südosten der heutigen Slowakei bis zur Wallachei, im Banat, in der Voivodina und bis an die kroatische Adriaküste hin das Herrenvolk gewesen. Das Königreich Ungarn hat 1920 im Vertrag von Trianon, einem Vorort von Paris, nicht übermäßig weit von Versailles entfernt, ca. zwei Drittel seines Staatsgebiets verloren, das muss man wissen, wenn man die Befindlichkeit der heutigen Republik Ungarn richtig einschätzen will. Es hat dort auch während der kommunistischen Herrschaftsperiode immer einen subkutanen Revisionismus gegeben, der balkanische Virus der konfliktiven ethnischen Desintegration, der das Jugoslawien Titos nach 1989 zerfressen hat, nistet latent auch in den Senken des Karpatenbeckens. Tirgu Mures jedenfalls hat 1990 schwere Zusammenstöße zwischen ungarischer und rumänischer Bevölkerung erlebt.

Sächsisch Reen ist auf direktestem Wege mit einer Straße 3. Ordnung mit dem ca. 70 km nördlich gelegenen Bistritz verbunden. Nach 10 km erreicht man Deutsch Zepling. Das war, erklärt Wolfgang Rehner, seit 1990 Stadtpfarrer zu Reen, vormals Stadtpfarrer in Hermannstadt und seinesteils mit seiner Frau aus dem nördlichen Siebenbürgen gebürtig, bis 1944 die größte zusammenhängende sächsische Landgemeinde der Region. Dedrad heißt der Ort auf den Karten der Gegenwart. Weiter hinauf kommt Goren, Ungarisch Zepling, werden wir später erfahren. Nach 15 km Fahrt ist man in Botsch / Batos. Hier zweigt eine Straße ab, eine Stichstraße seitwärts ins grüne Land, an nicht wenigen Stellen kaum mehr befahrbarer Belag, nach 7 km mündet sie nach Weillau hinein, das, von Obst, Wein und Wald freundlich umgeben, hineingeschmiegt ist in sanft ansteigende Hänge. Hier ist die Welt zu Ende. Der Boden ist fruchtbar, jahrhundertlang haben die Sachsen hier Landbau betrieben, Weillauer Äpfel, erklärt Agrarfachmann Birthler aus Reen, über welchen nachher Näheres mehr, sind früher ein landwirtschaftliches Markenprodukt gewesen. Sie könnten es wieder werden. Die ersten Zigeunerfamilien, das belegen die Kirchenbücher mit entsprechenden Einträgen ab etwa 1810, sind am Beginn des 19. Jahrhunderts zugewandert, die Sachsen haben ihnen Arbeit in ihren Äckern und Obstgärten gegeben, die Leute wurden als Hintersassen sesshaft,

ihre Kinder empfangen in der kleinen evangelischen Kirche die Taufe, noch heute tragen die Männer der achten Generation so klangvolle deutsche Namen wie Gustav oder Christoph, man sprach und spricht Romanes untereinander, Rumänisch für den öffentlichen Gebrauch, Sächsisch mit den Sachsen, in Kirche, Schule und Unterricht indessen Deutsch. Zweihundertundeine Seele gehören zu der kleinen evangelischen Zigeunergemeinde, das ist immerhin nahezu ein Drittel der gesamten Dorfbevölkerung. Leute sächsischer Geburt sind kaum mehr da, sechs Personen, so können wir in Erfahrung bringen. Die übrigen Dorfbewohner sind Rumänen und Ungarn, die Beziehungen sind entspannt, Armut macht gleich. Es gibt keine Arbeit mehr im Dorf, seit nach der Wende der Obstbau zusammengebrochen ist. Vorher, in den Jahren zwischen Kriegsende und 1989, waren die Höfe zu einer staatlich gelenkten Produktionseinheit zusammengefasst. Es hat für die Romaleute keinen so großen Unterschied gemacht, ob sächsische Landbauern oder staatliche Agrardirektoren ihre Arbeitgeber waren. Sie jedenfalls, die Zigeuner, waren immer bloß Hintersassen und Tagelöhner gewesen, nur dass sie früher Arbeit hatten, der jeweilige privat sächsische oder staatlich rumänische Patron sorgte, dass ein Auskommen war. Das haben sie jetzt nicht mehr. Der Landbau ist zerschlagen, die Familien haben sich auf reine Subsistenzwirtschaft zurückgezogen. Man lebt aus dem Garten, von Gelegenheitsarbeit und fast ohne Geld. Muss man über Mentalitäten sprechen? Man muss. Die generationenlang währende Randständigkeit, wenn auch unter gesicherten Verhältnissen, hat wenzwar zu einer sächsischen Akkulturation, aber gleichwohl zu anhaltender Fremdverwiesenheit, Unselbständigkeit und Initiativlosigkeit geführt. Es ist niemand da, der die Arbeitsbereitschaft der Menschen abrufte und sinnvoll einzusetzen vermöchte. Gott wird uns schon helfen, sagt Silvia, die mit ihren von grauen Strähnen durchzogenen schwarzen Haaren, ihren freundlichen Augen und sonnengebräunter heller Haut ebensogut eine sächsische Landmatrone geben könnte. Sie ist aber eine alternde Zigeunerin der allergepflegtesten Art (woraus ich einmal mehr lerne, dass Zigeunersein zuvörderst einen Sachverhalt der sozialen Zuschreibung anzeigt, damit zugleich einen Zusammenhang der Sprache und Bräuche und allerletzt erst Herkunft und Blut. Nicht wenige der Weilauer Zigeuner haben, davon bin ich überzeugt, unter Eltern und Voreltern sächsische Leute, nur kam es offenbar darauf an, ob man das Kind ins Haus des Bauern oder in die Hütte der Hintersassen nahm. Gustav jedenfalls, 1946 geboren und also drei Jahre jünger als ich, stammt, wie er erzählt, von einer sächsischen Mutter.)

Silvia hat eine Tochter, Adriana, eine attraktive junge Frau Mitte der Dreißig, dreisprachig wie so manche hier, ihr geschiedener Mann, sagt Kézdi, lebt wohl auch irgendwo im Dorf. Adrianas Tochter heißt ebenfalls Adriana. Alle drei (samt Silvias Mann, der, hager, klein von Wuchs, dunkelhaarig und lederner Haut, physiognomisch ein Sachse, wie ich sie im südlichen Siebenbürgen treffen konnte, sich mit uns zwar nicht in hochdeutscher, wohl aber im sächsischen Dialekt zu verständigen wußte) - alle drei also haben wir im Sommer 2000 kennengelernt. Damals kamen wir gelegentlich der Besichtigung der lutherischen Kirche in Sächsisch Reen, woselbst auf einer Tafel vermerkt steht, es habe hier die reine Lehre des Evangeliums im Jahre 1557 Einzug gehalten, zufällig mit dem Vikar Zorán Kézdi in Kontakt. Kézdi, von Haus Ungar, aus Schäßburg gebürtig, dort über Kindergarten und Schule vollständig sächsisch sozialisiert, des Deutschen in der klangvollen Tonart mächtig, die den Siebenbürger Sachsen eigen ist, hat in Klausenburg, Hermannstadt und München studiert, ein Stipendium der Bundestagsfraktion der Grünen hat ihn mit Berlin bekannt gemacht, in diesen Tagen rüstet er sich, in Reen die Nachfolge Rehners, zunächst als Pfarramtsverweser, dann aber, wenn alles gelingt, als ordentlicher und bestallter Pfarrer der Stadt und lutherischen Gemeinde anzutreten. Er hat uns im vorigen Jahr nach Weilau mitgenommen, hat von den Problemen dieser kleinen verwaisten Landgemeinde erzählt, die Menschen haben in etwa hundert Köpfen, die Frauen auf der Südseite des kleinen Bergkirchleins, die Männer an der westlichen Pforte, ihren Pfarrer erwartet, es war nachmittags gegen 15.00 Uhr, da ist dann Wolfgang Rehner festlich eingezogen, rechts der Kurator, links der Vikar, ein bewegender Gottesdienst, die Liturgie in deutscher Sprache, Schriftlesung Deutsch und Rumänisch, die Predigt in der Landessprache, in schmelzender Harmonik sangen sie aus dem Gesangbuch der Siebenbürgischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses die alten reformatorischen Choräle, versreich, eine Heddesheimer Gemeinde wäre längst ungeduldig geworden, alsdann nach dem Gottesdienst, zweistimmig alles, ein paar sentimentale Lieder der eigenen Tradition.

Adriana, die junge, so um die dreizehn oder vierzehn Jahre alt, hatte es uns angetan. Sie trug damals zum Kirchgang ein schneeweißes Kleid, drei Monate zuvor war sie darin zusammen mit einem anderen Mädchen der Weilauer Gemeinde konfirmiert worden. Ihre Noten in der örtlichen Volksschule sind exzellent, und nicht bloß ihre, wie Kézdi erläutert. Insgesamt sieben der begabten Romakinder besuchen die weiterführenden Schulen in Sächsisch Reen. Das hat Perspektive auf Abitur, Studium und Zukunft, bloß ist Sächsisch Reen 25 km entfernt, ein öffentlicher Nahverkehr existiert nicht, der private Unternehmer, der die Kinder fährt, verlangt ein horrendes Geld, jedenfalls für den Maßstab der dortigen Einkommen, DM

40.- Fahrgeld bei einem durchschnittlichen Familieneinkommen um monatlichen 50 Mark, unbezahlbar. Man helfe, sagte Kézdi, seitens der Reener Kirchengemeinde, so gut man könne, nur sei die Sache auf die Dauer äußerst ungewiss. Das war der Stand, den wir im Sommer 2000 mitgenommen haben.

II. Bericht

Vorbereitung

In dem, was aus dem Sommer 2001 zu berichten ist, geht es nicht mehr um Karpaten, Bären, mittelalterliche Städte und den Charme Rumäniens. In dem, was jetzt kommt, muss man von Papieren erzählen, von Bürokratie und Parawirtschaft, im allgemeinen Sprachgebrauch Korruption genannt. Im Herbst 2000 haben wir die Sache mit dem Bus in Planung genommen. Die Friedrich-Ebert-Stiftung, Residentur Rumänien, vertreten durch Hannelore Baierlein mit Sitz in Schäßburg, hatte Kooperationsbereitschaft signalisiert, wir wurden einig: Heddesheim besorgt den Bus, Friedrich-Ebert finanziert Transfer und Zoll; Kézdi organisiert die Formalitäten in Rumänien, Konrad Fischer kümmert sich um das, was auf hiesiger Seite zu veranlassen ist. Der Kirchengemeinderat in Heddesheim nahm die Sache zustimmend zur Kenntnis, das Projekt kommt in Gang. Über den Winter 00/01 reger eMail-Austausch zwischen Reen und Heddesheim. Im Januar teilt Kézdi mit, man benötige, um die Angelegenheit erfolgreich abwickeln zu können, ein Schenkungsangebot von unserer Seite; gleichzeitig sei in Sächsisch Reen eine Schenkungsannahmeerklärung zu fertigen. Beides müsse ins Rumänische übersetzt und notariell beglaubigt werden. Das hatten wir bald. Mit rechtsgültiger Unterschrift von drei Mitgliedern des Evangelischen Kirchengemeinderats Heddesheim ging die Schenkungs-offerte 'raus: Ein Kleinbus mit neun Plätzen, dazu ein Satz Winterreifen, verschiedene Kleinmaterialien zur Fahrzeugwartung, Genussmittel als Gastgeschenk, außerdem Kinder- und Jugendliteratur und schließlich – einer Anregung von Joachim Krauss entsprechend, der als Südosteuropa-Experte mit Wohnsitz Berlin einige Studienmonate lang das verwaiste Weilauer Pfarrhaus bewohnt hatte - drei gebrauchte Computer für die örtliche Volksschule, fertig eingerichtet mit Monitor und allem, was dazugehört. Keine Kleider, keine Lebensmittel, kein Zucker, keine Nudeln, kein Mehl, das

kann man teils in Rumänien mindestens so leicht kaufen, teils braucht man hochförmliche Importlizenzen vom Bukarester Ministerium, eine umständliche Prozedur.

Also ging die Schenkungsurkunde mit den genannten Sachen nach Rumänien, Fahrzeug und alle Materialien lediglich und ausschließlich zum gemeinnützigen Gebrauch. Hannelore Baierlein hat den Text ins Rumänische übersetzt, unsere nunmehr formgerecht vorliegende und notariell beglaubigte Schenkungsofferte kriegten wir Anfang Juni, ebenso die gleichfalls notariell beglaubigte Urkunde zur Annahmehbereitschaft. Diese Papiere, sagte Kézdi, braucht ihr an der Grenze unbedingt. Zwischendurch ein enttäuschender Anruf bei der regionalen Zentrale des Gustav-Adolf-Werks in Karlsruhe, ihr habt doch, sage ich, Erfahrung mit solchen Dingen. Worauf muss man achten, wenn man ein Auto nach Rumänien bringt? Mein Gesprächspartner am andern Ende der Leitung lacht, für meine Ohren klingt es sarkastisch, er sagt irgend etwas über schwierige Erfahrungen an der ukrainischen Grenze, substanziell nicht Nützlich, im Licht späterer Erfahrung deute ich sein Lachen als antezipierte Schadenfreude. Es ärgert mich immer noch.

Lange vorher, März 2001 war der Prospekt in Druck gegangen und ausgeliefert. Alle evangelischen Haushalte in Heddesheim sowie etliche Bekannte, Freunde und Interessierte waren die Adressaten, die Spendenbereitschaft war hoch, DM 10.000,- waren alsbald beieinander. Durch Zufall dann die Bekanntschaft mit Bernhard Pech von der Ostsächsischen Baugesellschaft ÖBAG in Bautzen. Fabian Jacobs hat den Kontakt vermittelt. Die Ostsächsische Baugesellschaft hat einen Bus, ein abgelegtes Baustellenfahrzeug, VW, neun Plätze, 5 ½ Jahre alt, sehr guter Zustand, DM 12.000,- nach Schwacke; Bernhard Pech überläßt mir das Auto für 7000 Mark und eine Spendenbescheinigung. Allerdings ist der Bus lt. Fahrzeugbrief lediglich nach Schadstoffnorm EG I zugelassen. Ein Anruf im rumänischen Konsulat in München bestätigt unmissverständlich: EG I ist für Rumänien nicht importfähig. Paul Herrmann, Fachmann für italienische Autos in Heddesheim, der sich bereit erklärt hatte, bei Beschaffung, Wartung und Ausstattung des zu verschenkenden Busses behilflich zu sein, müht sich bei Weinheimer VW-Händlern vergeblich um Aufklärung, ob und zu welchen Kosten das Fahrzeug auf EG-II-Norm umzurüsten ist. Das Problem klärt sich durch einen Anruf bei der Servicezentrale in Wolfsburg: Mit Schreiben vom 8.5.2001 kriegen wir Mitteilung, dass unter Vorlage der autorisierten Herstellerdaten beim TÜV eine Umschlüsselung nach EG II vorgenommen werden könne. Erleichterung. Von Seiten des rumänischen Konsulats ein fünf Seiten langes Fax mit endlosen Listen über Gegenstände, für

welche bei Einfuhr nach Rumänien eine Importlizenz aus Bukarest erforderlich ist. Die von uns vorgesehenen Materialien sind nicht darunter, auch das Fahrzeug nicht. Und immer noch Papier: Für den Fahrzeugexport ist eine förmliche Lieferantenbescheinigung des Herstellers erforderlich, dazu ein ausgefülltes Normformular für Ausfuhren aus der EU, es heißt EUR I, man könne, erklärte mir Herr Schmidt vom Zollamt in Weinheim, das Formular bei der Industrie- und Handelskammer erhalten. Ich fahre nach Mannheim, ich bekomme das Papier, dazu zwei weitere für die Gegenstände des Transports. Später werde ich begreifen: Es handelt sich um deutsche Zollbegleitpapiere; sie werden wertlos sein, sobald wir die ungarische Grenze erreicht haben. Was dies betrifft, ist der Transit zu klären. Man müsse, erfahre ich bei der Zentrale des DRK in Berlin, Abt. Südosteuropa, an der ungarischen Grenze in der Regel eine Kautions in Höhe von 10% des Transportwerts hinterlegen, in Zahlen sind das für unsere Unternehmung ca. 2.000,-- DM. Mein Gesprächspartner rät mir dringend, reichlich Bargeld mitzunehmen. Per eMail suche ich Kontakt mit dem Konsulat der Republik Ungarn in Stuttgart. Ich frage nach einer Möglichkeit, die Kautions hier bereits auf irgendeinem Konto zu hinterlegen. Der Konsul ruft persönlich zurück, ich bin beeindruckt von seiner Bereitschaft, unsere Unternehmung zu unterstützen. Hinterlegungskonto Fehlanzeige, aber man könne im ungarischen Konsulat, erklärt er mir, eine Bescheinigung ausstellen, dass es sich um einen reinen Hilfsgütertransport handele, allerdings könne er, der Konsul, nicht garantieren, dass der ungarische Zoll dieses Papier respektieren werde. Ich schicke die Liste unseres Transports (Fahrzeugdaten samt Frachtgutaufstellung) nach Stuttgart. Drei Tage später kommt die Bescheinigung mit der Post. Wir sind startbereit.

An Papieren haben wir:

1. Urkunde Schenkungsangebot, Original von drei Mitgliedern des Kirchengemeinderats unterschrieben, deutsch und rumänisch, notariell beglaubigt.
2. Urkunde über die Bereitschaft zur Schenkungsannahme, von Pfarrer Rehner in Sächsisch Reen unterschrieben und gesiegelt, deutsch und rumänisch, gleichfalls notariell beglaubigt.
3. Das Ausfuhrpapier, welches unter Bezug auf die Lieferantenbescheinigung des Herstellers die Ausfuhr des Fahrzeugs aus dem Raum der EU ermöglicht.
4. Deutsche Zollbegleitpapiere für das Auto selbst sowie
5. deutsches Zollbegleitpapier für den Inhalt der Fracht, die Bücher, die Computer, die Winterreifen und diverse Genussmittel.

6. Bestätigung des Konsulats der Republik Ungarn in Stuttgart über den humanitären Charakter unserer Fuhre.

Grenzerfahrungen

Was die Genussmittel angeht, hat mir Ursula Menz im Pfarramtsbüro eine exakte Aufstellung über den Umfang der mitgeführten Gastgeschenke angefertigt, 36 Pfund Kaffee, unzählige Teebeutel, Keksrollen, Schokogetränke, Zitronengetränke u. a. m., mir war an einer präzisen Zusammenstellung gelegen. Später beim Zoll sollte sich das als durchaus hinderlich erweisen; aber das wissen wir noch nicht, als wir am Mittwoch, 25. Juli 2001, die Heddesheimer Pfarrhausauffahrt in der Beindstraße ziemlich punktgenau um 8.00 Uhr Richtung Balkan verlassen. Ich hatte Willi Riedel sehr kurzfristig und eher spontan angefragt, er hat nicht einen Augenblick gezögert. Glückstreffer und Glücksgriff, wir wurden ein starkes Team. Aus Heddesheim raus, die übliche Strecke, wie aus zahllosen Reisen an den Balaton bekannt, für Willi Riedel vertraut aus beruflichen Zeiten, da hatte er ein bedeutendes Projekt in Wien zu betreuen, ich erinnere mich, es ist inzwischen viele Jahre her. Den Bus hatten wir tags zuvor bepackt, als letztes die Computer, sie waren endlich gegen 23.00 Uhr verladebereit und fertig, Max und Johannes hatten vom frühen Morgen an unter höchsten Druck daran gearbeitet. Bereits am Nachmittag ein Pressefoto für die Zeitung und mit der Redakteurin eine Verabredung auf einen Handyruf sofort nach Zielankunft. Das, sagt sie, wird die Zeitungsläser interessieren. Also: Walldorfer Kreuz, Weinsberger Kreuz, Nürnberg, Altdorfer Kreuz, Passau, Linz, am Knoten Steinhäusel, 25 km vor Wien, rechts ab Richtung Ungarn, die Wiener Südumfahrung, es läuft alles reibungslos, es ist noch nicht 16.00 Uhr, da haben wir Wien im Rücken. Auf etwa 20.00 Uhr haben wir für Budapest geplant, dann ein Nachtquartier und Fortsetzung am nächsten Tag; am Donnerstag, 26. Juli, wollen wir gegen Mittag die ungarisch - rumänische Grenze überqueren. Am Autobahngrenzübergang Nickelsdorf / Hegyshalom ist unser Zeitplan Makulatur. Ein ungarischer Zöllner winkt uns auf einen Parkplatz links vom Schlagbaum, den die anderen Reisenden zügig passieren. Stillstand. Ich habe keine Ahnung, wie es weitergeht. Autos, Leute, Zöllner, welches ist jetzt der nächste Schritt? Angrenzend an den Parkplatz eine etwas heruntergekommene Baracke, offenkundiges Relikt aus sozialistischen Zeiten. Mir fällt ein, dass Herr Schmidt vom Zollamt Weinheim mich dringlich aufgefordert hat, das EU-Ausfuhrpapier auf österreichischer Seite abstempeln zu lassen, ich gehe um das Gebäude herum, zu meinen Erstaunen bemerke ich: Österreichisches und ungarisches Zollamt residieren im selben Bau, Auge in Auge einander

ebenerdig gegenüberliegend, ein Gruß der alten Donaumonarchie. Ich gehe an den österreichischen Schalter, der Beamte nimmt das vorgelegte Papier, er stempelt es ab, dann stelle ich mich vor dem ungarischen Schalter an, während Willi Riedel draußen, wie er auf unserer Reise noch häufig tun wird, in geduldiger Aufmerksamkeit die Autowache hält. Am Schalter etwa 20 Minuten, dann bin ich dran, ich reiche meine Papiere, konsularisches Begleitschreiben inclusive, durch den Schlitz unterhalb der schäbigen Glastrennwand hindurch. Der Zöllner wirft einen flüchtigen Blick darauf, dann reicht er sie mir zurück und sagt: Spedicio. Ich stehe ratlos, zurück zum Auto, ich frage einen ungarischen Zöllner: Spedicio, wo? Er weist auf eine auf der gegenüberliegenden Seite des Grenzübergangs befindliche große Halle, etwa 100 m entfernt. Ich gehe hinüber, im Foyer finden sich nebeneinandergereiht verschiedene Speditionsbüros, bei Hungaro Camion stehen Leute an, ich stelle mich dazu, weil ich denke, wo Leute stehen, werde ich richtig sein, und außerdem kenne ich Hungaro Camion aus alten Zeiten, damals war der staatssozialistische Speditionsmonopolist mit seinen gelben LKWs des öfteren auf der Strecke Nürnberg - Passau - Wien präsent.

Dass man auf solche Dinge im West-Ost-Transit achten muss, werden wir tags drauf an der rumänischen Grenze mit Nachdruck in Erfahrung bringen. An der Speditionstheke von Hungaro Camion stehen jetzt vier Personen mit ihren Papieren, Fernfahrer milieu, ein Geschäftsmann mit Schlips, die Verhandlungen werden auf ungarisch geführt, ich verstehe kein Wort und habe auch keine Ahnung, worum es gehen könnte. Ich bin unsicher, ob ich hier richtig bin. Mein Versuch, den Sachbearbeiter hinter dem Schreibtisch zu einer Zwischenauskunft zu bewegen, wird barsch zurückgewiesen. Nach etwa einer $\frac{3}{4}$ Stunde bin ich daran. Der Speditions mensch, ein Mann um die Dreißig, in drückender Hitze übel gelaunt, aber deutsch sprechend, wirft einen kurzen Blick auf meine Papiere, dann schickt er mich zurück, erst soll der Zöllner das Auto besehen und die Ladeliste überprüfen. Also gehe ich unverrichteter Dinge davon, spreche beim österreich-ungarischen Zollamt wieder einen der dort Dienst tuenden Ungarn an, der Mann erweist sich als einigermaßen deutschkundig. Er versteht mein Anliegen. Nach einigem Zögern und zwischeneingeschobenen Aktivitäten erklärt er sich bereit, unser Fahrzeug zu begutachten. Er sieht nach der Fahrgestellnummer unseres Busses, wirft einen flüchtigen Blick auf die Ladung, dann autorisiert er unsere Ladeliste durch seine Unterschrift. Ich soll zurück zum Speditionsbüro, wenn es dort Probleme gebe, solle der Sachbearbeiter im Büro seine Telefonnummer anwählen. Der Zöllner schreibt die Nummer unten auf das Blatt. Ich begeben mich erneut zum

Speditionsbüro, diesmal muss ich nicht warten, der Sachbearbeiter stellt zügig die Papiere aus. Kosten: DM 20,-. Mit den Papieren in der Hand zurück zu dieser armseligen Baracke, sämtliche Schalter sind geschlossen, offenbar wird im Moment nicht gearbeitet. Es ist unmöglich, durch die Trennscheiben einen Blick in die Amtskabine zu werden. Man hat Vorhänge, um von den Blicken der Wartenden nicht belästigt zu sein. Aus alter Erfahrung im DDR-Transit vermute ich Schichtwechsel. Das soll sich als zutreffend erweisen. An der rumänischen Grenze werden wir dasselbe noch einmal erleben. Jetzt jedenfalls: Es ist etwa 18.15 Uhr, der Raum füllt sich zunehmend mit Menschen, Geruch von Schweiß, zähes Warten, Geduldprobe auf Toleranz für Bürokratie. Seit 18.40 Uhr wird am österreichischen Schalter wieder gearbeitet; auf ungarischer Seite öffnen sich die Vorhänge hinter den Glasscheiben um 19.00 Uhr. Es wird etwa halb acht, bis ich an der Reihe bin. Der ungarische Zollbeamte nimmt meine Papiere entgegen, ich unterbreite das Empfehlungsschreiben des Stuttgarter Konsuls, der Mann im Zollverhau arbeitet zügig. Ich sehe, wie er eines der Zollbegleitpapiere, die im Speditionsbüro ausgestellt worden sind, auf ein Faxgerät legt. Er faxt die Liste nach Artand, denke ich, das ist der Grenzkontrollpunkt, an dem wir am nächsten Tag Ungarn Richtung rumänische Grenze verlassen werden. Dort wird man dann sehen, ob unsere Ladung noch vollständig ist. Der Mann nimmt alle übrigen Papiere, tut sie in ein DIN-á-4-Kuvert, verschließt es sorgfältig mit einer Wertmarke und klebt anschließend eine beschriftete Banderole darauf. Dann übergibt er mir freundlich lächelnd die Unterlagen. Auf der Banderole steht in ungarischer und deutscher Sprache: "Sehr geehrte Reisende, die ungarische Republik unterstützt Ihren Hilfsgütertransport und bittet Sie, diesen Umschlag ungeöffnet an der Ausreise aus Ungarn abzugeben. Um Komplikationen zu vermeiden, sollten Sie dies unbedingt beachten." Ich bin erleichtert, Kautions ist nicht kassiert worden. Wir sind abgefertigt. Wir können fahren. Willi Riedel steuert den Bus auf den ersten Parkplatz nach dem Schlagbaum, wir genehmigen uns einen Kaffee, studieren die Karte und justieren unseren Zeitplan neu. Drei Stunden hat die Etüde am Zoll gedauert, es ist jetzt gegen 20.00 Uhr, wir werden noch mindestens 2 ½ Stunden bis Budapest brauchen. Und also beschließen wir, nachdem wir eine Vignette für die ungarische Autobahn erworben haben, weiterzufahren, um irgendwo hinter Budapest ein Nachtquartier zu finden.

Paraökonomie und Nischenwirtschaft A - very complicated

Von jetzt an reibungslose Fahrt, der Weg führt vierspurig um die Budapester Außenbezirke herum, es dunkelt, mit leichter Wehmut sehe ich die Abzweigungen Richtung Balaton. Wegweiser mit der Aufschrift Beograd und Bucuresti vergewissern uns der Region, in der wir uns befinden. Die nächst größere ungarische Stadt ist Szolnok, auf der Straße wie auf der Bahn ein Knotenpunkt für den Verkehr zwischen Mittel- und Südosteuropa. Etwa 40 km hinter Budapest, es ist inzwischen 22.45 Uhr, sehen wir am Wegrand eine Raststätte. Albertisa heißt die zugehörige Ortschaft. Jawohl, wir können ein Doppelzimmer haben, DM 30,-, Lokal und Pension sind einigermaßen abgewirtschaftet, zuletzt vielleicht in den siebziger Jahren nach dem Stil der Zeit renoviert. Das Zimmer in einem Seitentrakt durchaus bewohnbar, eine abgehalfterte Doppelbettcouch, aber immerhin Dusche und WC mit in der Einheit. Mehr brauchen wir nicht. Wir trinken im Lokal noch einiges an ungarischem Wein, auf den ich mich den ganzen Tag gefreut habe, Bettruhe gegen halb eins. Nein, ich habe nicht geschnarcht, jedenfalls nicht so viel, dass es Willi zu Beschwerden veranlasst hätte, wir frühstücken um viertel nach acht. Willis Besorgnis, ob wir unseren Bus samt Ladung am nächsten Morgen noch an seinem Platz finden würden, ist unbegründet gewesen. Gegen viertel vor neun starten wir zur zweiten Etappe. Die Autobahn ist auf halbem Wege nach Szolnok zu Ende, von da an Landstraße, zügig zu fahren. Ein schwerer Verkehrsunfall unmittelbar vor uns zwingt uns, auf Seitenstraßen auszuweichen. Eine vergnügliche Fahrt durch südostungarisches Pußtal. In Artand, ungarische Grenze Richtung Rumänien, sind wir um 10 Minuten vor 12 Uhr. Wir halten, um die Papiere noch einmal durchzusehen. Nach der dreistündigen Etüde am Grenzübergang Hegyshalom diskutieren wir für die rumänische Seite zwei Optionen: Vielleicht geht es überraschend schnell, realistischer ist, sich auf das doppelte an Zeit einzustellen. Die zweite Option sollte sich als zutreffend erweisen. Wir passieren den ungarischen Kontrollposten ohne Aufhebens. Der Ungar nimmt den verschlossenen Umschlag mit unseren Papieren kommentarlos entgegen und winkt uns durch. Jetzt sind wir in Bors, rumänische Seite der Grenze, zehn Kilometer vor Oradea / Großwardein, der Übergang hat einen erheblichen Teil des Fernverkehrs zwischen Budapest und Bukarest zu verkraften. Wir reihen uns in eine der Fahrzeugschlangen ein, um kurz darauf festzustellen, dass wir, wie üblich, die falsche erwischt haben. Es geht sehr langsam. Willi Riedel geht voraus, um einiges an DM in rumänische Lei einzutauschen. Er wechselt 200 Mark. Die rumänische Währung leidet an galoppierender Schwindsucht. 1.000 Lei sind 1 Groschen, 10.000 Lei ca. 1,-- DM. 1.000.000 Lei entsprechen etwa 100,-- DM. Also kommt Willi mit etwas mehr als 2.000.000 Lei zurück, ein dickes Bündel Geldscheine, wir werden uns daran gewöhnen. Als wir am Kontrollhäuschen vorfahren, treffen wir einen überraschend

freundlichen rumänischen Grenzer, er nimmt unsere Pässe entgegen und bemerkt unter zustimmenden Kopfnicken: "Eine Hilfssendung für die Kirche." Dann macht er einen Vermerk mit der Nummer unseres deutschen Ausfuhrkennzeichens in meinen Pass und belehrt uns, dass wir das Auto unverzüglich beim Zollamt in Neumarkt / Tirgu Mures vorfahren sollen. Sonst, sagt er, wird es Probleme bei der Ausreise geben. Mir wird etwas mulmig. Wenn ich mit dem Auto nach Rumänien hineinkomme, ist noch lange nicht ausgemacht, dass ich ohne das Auto auch wieder herauskomme. Diesen Punkt habe ich bis dato überhaupt noch nicht bedacht. Ich erinnere mich an die Schenkungsurkunden in meiner Tasche, die Zollpapiere, die ich in Deutschland habe fertigen lassen, alle Vorklärunge, die Kézdi in Tirgu Mures vorgenommen hat, es wird schon gehen. Wir fahren etwa 40 m weiter. Zollkontrolle. Der Zöllner sieht auf unser Kennzeichen und winkt uns aus der Schlange der Reisenden heraus auf einen seitlich gelegenen Parkplatz, das kennen wir schon von der ungarischen Grenze. Vor uns ein weißer Opel Kadett älterer Bauart, ebenfalls mit deutschem Ausfuhrkennzeichen, eine Darmstädter Nummer. Der Wagen steht dort, als wir einfahren. Er wird sechs Stunden später, wenn wir den Kontrollpunkt wieder verlassen, immer noch dort stehen. Der Fahrer sieht sehr müde aus. Wir steigen aus. Willi Riedel hütet das Auto, ich gehe mit Pässen und Papieren hinüber zum Zollbeamten, er sieht meine Papiere nicht an. Warten, sagt er. Ich gehe zurück zum Auto. Wir warten. Nach einer guten halben Stunde finden wir es an der Zeit, den abfertigen Zöllner an unsere Existenz zu erinnern. Es ist inzwischen 13.45 Uhr osteuropäischer Sommerzeit (OESZ), in Rumänien gehen die Uhren eine Stunde vor. Ich spreche den Zöllner an. Warten, sagt er, Kollege fertigt ab. Dann verschwindet er, eine viertel Stunde nichts. Schichtwechsel. Der Kollege kommt pünktlich um 14.00 Uhr. Ich drücke ihm meine Papiere in die Hand, er wirft einen flüchtigen Blick darauf, dann sagt er mit einem etwas ungläubigen Kopfschütteln: "donatio? non possibile!". Ich protestiere erschrocken. Die Sache ist beim Zollamt in Tirgu Mures vorgeklärt, sage ich und verweise auf die zweisprachigen und notariell beglaubigten Urkunden zur Schenkung. Er zögert einen Augenblick, dann weist er mit der Hand auf die gegenüberliegende Seite: "Speditio". "Welche?" "Egal", sagt er. Spätestens hier, wird Willie mehrere Stunden danach zu Recht analysieren, hätte ich ihn um eine Empfehlung bitten und seine Hinweisbereitschaft mit einem Pfund Kaffee honorieren sollen. Aber immerhin: seit der ungarischen Grenze weiß ich wenigstens, was gemeint ist und gehe also los. Ich sehe verschiedene Speditiosbüros mit verschiedenen Namen. Romtrans sehe ich irgendwo angeschrieben, die kenne ich von früher, das ist so ähnlich wie Hungaro Camion, die alte Staatsspedition aus Ceaucescus Zeiten. Das Gebäude liegt etwas abseits, alleinstehend, ältere Bauart, mit einer Ausweischleife aus

grauem Altbeton der durchgehenden Fahrbahn verbunden. Ich denke, ich bin jetzt klüger, und gehe dort hin, wo nichts los ist, ein Büro, dessen Namen ich vergessen habe. Drinnen drei Menschen, ein junger Mann, der als Sachbearbeiter für einen ebenso jungen Mann, beide rumänischer Sprache, die Papiere ausstellt; dazu eine junge Frau, schwarzhaarig, schlank, nicht unansehnlich, über dem linken Auge eine entstellende Narbe, ca. 25 Jahre alt, im Moment ist sie unbeschäftigt, ich trete auf sie zu und sage, ich möchte gerne die Speditionspapiere fertig gemacht haben. Die junge Frau schaut auf meine Unterlagen, sie kann kein Deutsch. Wir werden uns in den nächsten Stunden mit englischen und italienischen Brocken verständigen. Sie weist in der Schenkungsurkunde auf den Passus "div. Genussmittel" und sagt: Food. Dann verstehe ich etwas von Veterinär und schalte sofort: Das seien Lebensmittel, und also müsse ich zum Grenzveterinäramt, um sie begutachten zu lassen. Ich ahne: Wenn ich mich darauf einlasse, wird die bürokratische Mühle endlos sein, also widersprechen, nein, nein, non food, lediglich Genussmittel, das ist nicht food, verstehen Sie? How much? will sie wissen. Ich habe, sage ich, eine Liste im Auto, ich werde sie holen. Ich gehe zurück zum Fahrzeug, Willi Riedel hat in unglaublicher Gelassenheit sein Wächteramt angetreten; es ist schwierig, wird er später sagen, immer nur zu warten, und nicht zu wissen, was gerade verhandelt wird. Ich werde an diesem ganzen Nachmittag und Abend wie auf der ganzen Reise seine Diszipliniertheit schätzen lernen. Ich brauche die Liste mit Kaffee, Tee etc., sage ich, und nehme vorsichtshalber ein Päckchen Kaffee mit ins Speditionsbüro. Das lege ich der jungen Frau auf den Tisch, daraufhin ist sie bereit, sich unter Verzicht auf Begutachtung durch das Veterinäramt an die Ausfertigung der Papiere zu machen. Nach einiger Zeit unterbricht sie ihre Arbeit. Das mit dem Auto geht nicht, bedeutet sie mir. Ich protestiere und bitte sie Zorán Kézdi in Reen anzurufen. Das Gespräch kommt zustande, Wortwechsel zwischen Speditionsbüro Bors und Pfarramt in Reen. Ich lasse mir Kézdi an den Apparat geben, er erklärt mir, dass eine Kautio gefordert werde und warnt mich zugleich, irgendwelche finanziellen Zusagen zu machen. Unser Gespräch ist zu Ende, aber jetzt weiß ich wenigstens, dass der Kontakt nach Reen von der Grenze aus funktioniert. Das stabilisiert meine Gemütslage. Inzwischen haben die beiden jungen Männer das Büro verlassen. Ich bin mit der jungen Frau alleine, ich greife in mein Portemonnaie und zücke einen 10-Dollar-Schein, den ich ihr auf den Tisch lege. Die junge Frau schaut mich überrascht und erfreut an, nimmt den 10-Dollar-Schein, verstaut ihn sorgfältig unter ihren Papiere und beginnt alsdann mit Eifer die Ausfertigung unserer Unterlagen. Später, nach ganz analogen Erfahrungen auf dem Zollhof Tirgu Mures, wird mir klar: Mit diesem 10-Dollar-Schein habe ich mir soeben eine Helferin gekauft, eine Schlüsselhüterin und Pfadfinderin sozusagen, die braucht man im

paraökonomischen Geschäft, denn das Geld, das ich in der Tasche habe, nützt mir nichts, wenn ich nicht finde, wem ich in welcher Größenordnung von meinem Geld was zustecken muss. Die junge Frau jedenfalls wird von da an bis um 19.00 Uhr, also etwa 5 1/2 Stunden lang, für niemand anderen als für uns mehr arbeiten. Jetzt hat sie die Papiere fertig. Sie bittet mich aus dem Büro heraus, verschließt die Tür, ich soll warten, während sie sich zum Zollhauptgebäude begibt. Wenig später kommt sie zurück: Es sei, so erklärt sie mir, in gebrochenem Englisch, auf der Stelle der gesamte Zoll für das Fahrzeug zu entrichten, 1.100 \$ bzw. 2.526,-- DM. Ich überschlage den Sachverhalt. Von dem Bargeld in meiner Tasche will ich etwa 2.500,-- DM in Reen lassen, damit die Kirchengemeinde den Betrieb des Fahrzeugs für ein Jahr gesichert hat; so war es zwischen den Partnern verabredet. Kézdi hatte im Vorfeld hierfür 200,-- DM monatlich veranschlagt, von denen 100,-- DM für den mit dem Betrieb des Busses zu betrauenden Fahrer zu rechnen sind (was in Rumänien immerhin einen kompletten Arbeitsplatz bedeutet). Ungeachtet der telefonischen Warnung lasse ich mich auf den Verzollungshandel ein. Es macht keinen Unterschied, ob ich die Zweieinhalbttausend DM als Zoll entrichte und alsdann die Friedrich-Ebert-Stiftung den Jahresbetrieb für den Bus finanziert, oder ob die Friedrich-Ebert-Stiftung den Zoll trägt und wir den Jahresunterhalt. Das Geld, erklärt mir die junge Frau, müsse in Lei bezahlt werden, also gehe ich zur Wechselstube, an welcher Willi bereits die 200,- DM eingetauscht hatte und bitte die Frau dort, 2.500,- DM in Lei umzuwechseln. Die Frau zählt und zählt, dann erhalte ich einen Block Geldscheine, einen Kubus von 15 cm Breite, 12 cm Höhe und 9 cm Tiefe, sie verstaut das Geld sorgfältig in einer Plastiktüte, ich sage höflich auf Rumänisch: multumesc, was bedeutet "Vielen Dank", und begeben mich Richtung Auto. Ich bin vielleicht sieben Schritte gegangen, da kommt die junge Frau auf mich zugestürzt. Es geht doch nicht, sagt sie. Warum nicht, sage ich. Die Evangelische Kirchengemeinde Sächsisch Reen ist eine Company, sagt sie, und die Kirchengemeinde Heddesheim ist auch eine Company. Dann geht es nicht. Ich halte dagegen: Stadtpfarrer Rehner und ich sind Personen, non Company, das Auto ist auf meinen Namen zugelassen und Wolfgang Rehner hat die Schenkungsannahme unterschrieben. Die Frau nimmt die Papiere, geht ins Zollhauptbüro. Wait! Warte! Dann kommt sie wieder, nein, es geht nicht. Jetzt kriege ich einen trockenen Mund, allmählich ist mir nach Katastrophe. Wenn es wirklich nicht geht, habe ich soeben für 2.500,- kostbare DM rund 30.000.000 ziemlich wertlose rumänische Lei gekauft, ein hanebüchenes Geschäft. Ich nehme mein Päckchen mit den Lei und gehe zum Wechselbüro zurück. Ich schaue der Frau so freundlich ich kann ins Gesicht und sage: "Bitte tauschen Sie das zurück". Die Frau sieht mich etwas überrascht und verwirrt an, dann greift sie ohne Federlesens in ihre Kasse, nimmt den Batzen Lei entgegen

und zahlt mir auf Heller und Pfennig meine D-Mark zurück. Lange bin ich einem Menschen nicht mehr so dankbar gewesen wie dieser Frau. Am Ende, als wir endlich alle Bürokratien und Korruptionsmechanismen bestanden haben werden, werde ich ihr zwei Pfund Kaffee bringen, die sie erfreut entgegen nehmen wird. Sie ist die Einzige unter den rumänischen Offiziellen in diesem eigentümlich Deal, die angesichts einer Handlung, zu der sie nicht verpflichtet gewesen wäre, nicht zuerst die Hand aufgehoben hat.

Ich habe meine DM wieder, aber mit dem Auto sind wir unterdes zwischen alle Fronten geraten. Es wird schwer bis unmöglich sein, mit diesem Fahrzeug wieder nach Ungarn zurückzufahren, es scheint allmählich schwer bis unmöglich, dieses Fahrzeug nach Rumänien hineinzubringen. Es muss gehen, sagte ich zu der jungen Frau aus dem Speditionsbüro, ich bin gerne bereit, to give you some money in your personal cass. Ihre Augen leuchten auf. How much? sagt sie. One hundred Mark, sage ich. Ich greife in mein Portemonnaie und gebe ihr einen Hundert-Mark-Schein, die Frau sichert wie das sprichwörtliche Wild am Waldrand, dann steckt sie rasch den Hunderter ein. Wait! Wenig später sehe ich sie mit einem jungen Mann im gelben T-Shirt an einer der Zollabfertigungsrampen verhandeln. Der Mann agiert, wie wenn er der Oberaufseher des Kontrollpunktes wäre. Inzwischen gehe ich zu Willi Riedel, der in diszipliniertem Gleichmut das Fahrzeug bewacht. Später wird er mir aus seinen Beobachtungen erzählen, wie da Kaffee hin und her getragen wird, Gegenstände ausgetauscht und Fahrer und Zöllner sich wie alte Bekannte begegnen. Wir erhalten eine Grundkurs in Mechanik der Bestechlichkeit. Die Frau kommt zurück. Come! sagt sie zu mir. Ich folge ihr ins Büro, dort befindet sich inzwischen auch der Mann im gelben T-Shirt, er lässt sich sämtliche Papiere aushändigen, weist mich an, im Büro auf ihn zu warten und verschwindet seinerseits in Richtung Romtrans-Gebäude. Wenig später kommt er zurück: Alles o.k., wir behalten deine Papiere und du kannst fahren. Ich bin misstrauisch, im Moment erwäge ich, ob er versuchen wird, mich ohne Brief und Zulassung fortzuschicken, um sich dann irgendwie in den Besitz des Autos zu bringen. Also verzögere ich. Was bedeutet, ihr behaltet meine Papiere? frage ich. Er erklärt die Sache noch einmal, man werde, sagt er, nachdem man mit Kézdi telefoniert habe, die Bürgschaft für unsere Fuhre übernehmen und die Papiere fertig machen, dann könne ich fahren. Jetzt komm, sagt er, come on! Er steuert mit mir einen seitlich liegenden Duty-free-Shop an. Wir betreten den Laden, angenehm klimatisiert, junge hübsche Frauen im Verkaufsraum und an der Kasse, alle Preise sind in DM ausgezeichnet, mein Begleiter in gelb bleibt zögernd vor dem Regal mit den verschiedensten Whiskysorten stehen, dann greift er eine Flasche Ballantines-Whisky, ausgezeichnet mit DM 31,-, aus dem

Regal und legt sie in seinen Warenkorb. Er fragt eine daneben stehende Verkäuferin nach einer Zigarettenmarke, die Frau schüttelt den Kopf, die Marke ist nicht verfügbar. Der Mann im gelben T-Shirt schimpft. Dann lotst er mich zur Kasse, legt seinen Korb auf, die Kassiererin tippt ein, DM 31,-. Pay! sagt der Mann im Shirt zu mir. Ich bezahle umstandslos die Whiskyflasche, wir verlassen den Laden, seitlich dahinter ein zweiter Duty-free-Shop. Er geht auf das Regal mit den Zigaretten los, packt eine Stange Malborough in seinen Einkaufskorb, bleibt einen Augenblick nachdenklich stehen, dann weist er zögernd auf eine weitere Stange. Another one, it's o.k.? Ich verstehe sofort: Wenn ich jetzt sage, eine Stange Zigaretten reicht eigentlich, dann ist unsere Fuhre auf der Stelle geplatzt. Also o.k. Er packt die zweite Stange in seinen Korb, ich zahle an der Kasse. Okay, sage ich, für dich die Zigaretten, für mich die Papiere. Er ist beleidigt: It's not for me, it is for my chef, you know? Ich lerne: Auch in diesen paraökonomischen Geschäftsmechanismen gehört es sich, Etikette zu wahren, und also kommentiere ich den Vorgang nicht weiter. Mit Whisky und beiden Zigarettenstangen jetzt ins Romtrans-Büro. Dort herrscht dichter Andrang. Mein Kontaktmann erklärt mir: Man werde bei Romtrans für das Auto die Bürgschaft übernehmen und dafür jetzt die Zollunterlagen ausfertigen. Allerdings sei es wichtig, dass wir uns sofort am nächsten Tag in Tirgu Mures beim Zollamt melden. Die Papiere für die Fracht, Computer, Genussmittel etc. würden in dem Büro der jungen Frau erledigt. Also gehe ich wieder in das Büro der jungen Frau, ich soll warten, bis der Mann in gelb wiederkommt. Das währt so etwa eine halbe Stunde, es ist jetzt gegen 17.00 Uhr, der junge Mann kommt wieder und bedeutet mir, ihm zum Romtrans-Büro zu folgen. This is a new company, zeigt er auf das Büro der jungen Frau; we are an old company. My Chef doesn't like it, when you go to a new company. It is better to come to us immediatly, you know? Dann lupft er mit dem Zeigefinger leicht das untere Augenlid, sein Blick schwankt zwischen Hochmut, Vorwurf und Spott. Auf der Stelle erkenne ich, was ich an der ungarischen Grenze offensichtlich instinktiv richtig und hier an der rumänischen ebenso instinktiv falsch gemacht habe. Der alte Ceausescu-Filz funktioniert wie gehabt. Später, als wir die Dinge endlich unter Dach und Fach haben, spreche ich die junge Frau aus dem anonymen Büro noch einmal an: You work together, you and Romtrans? No, sagt sie, we are colleagues. Ich: It's a difficult colleague? O, it is very complicated, antwortet sie und sieht mich von der Seite her in einer Mischung aus Scheu und Belustigung an. Very complicated.

Aber so weit sind wir noch nicht. Erst noch einmal im Büro von Romtrans Schlangestehen und warten. Zwischendurch habe ich Gelegenheit, Willi einige Informationen zum Stand der

Dinge zu geben. Ich glaube, es geht vorwärts, sage ich. Dann sind die Papiere fertig. Bei Romtrans zahle ich DM 140,- Bearbeitungsgebühr, dann gehe ich in das Speditionsbüro der jungen Frau zurück und zahle hier noch einmal 100 DM. Der Mann in gelb geht zum Zöllner, er verhandelt mit ihm, zu seiner Überraschung scheint er erfolglos. Er kommt zum Auto, wo wir beide, Willi und ich, auf ihn warten. Stupid guy, bemerkt er verdrossen Richtung Zöllner und trollt sich zum Zollamtsgebäude hin. Wenig später ist er zurück. Alles okay, sagt er, ihr könnt fahren. Der Zöllner, der seit 14.00 Uhr für uns zuständig ist, nimmt die Papiere für das Auto entgegen, dann weist er uns nach einigem Zögern an (ich fand einfach nicht den richtigen Zeitpunkt für das fällige Geschenk!), mit dem Auto zum Speditionsbüro der jungen Frau zu fahren, um dort noch einen letzten Stempel auf einem der Papiere entgegenzunehmen. Wir fahren hinüber, der Zoll ist passiert, die Frau setzt den Stempel unter das Schriftstück, la revedere, auf Wiedersehen und multumesc, wer weiß, vielleicht hätte uns ein Kaffee-Dankeschön oder ein 5-Dollar-Schein an den seit 14.00 Uhr mit uns befassten Zöllner am Folgetag so manche Mühe erspart.

Paraökonomie und Nischenwirtschaft B - Stromausfall

Es ist 19.00 Uhr, als wir den Kontrollpunkt Bors verlassen. Wir sind ausgelassen, nunmehr gewiss, dass wir unseren Transport ins Ziel bringen werden. Wir fahren zügig drauf los, per Handy ein Anruf bei der Redaktion des Mannheimer Morgen: Wir haben die Grenze passiert, wir werden die Nacht noch in Reen sein, ihr könnt den Artikel bringen. Durchfahrt durch Oradea/Groß Wardein, an einer der Ausfallstraßen ein Hinweisschild, Tempo 30, Polizeikontrolle. Der Polizist winkt mich raus. Er verlangt Zulassung und Führerschein. Ich folge ihm in sein Kabuff. Ein netter junger Mann, er erklärt mir, dass ich statt der vorgeschriebenen 50 km mit Tempo 81 unterwegs gewesen sei und also 600.000 Lei zu zahlen hätte. Ich lache ihn an und sage: Es kann überhaupt keine Rede davon sein, dass ich zu schnell gefahren wäre, aber o.k. 600.000 Lei, nicht noch mal Zoll. Der junge Polizist lächelt freundlich zurück, dann legt er das bereits vorbereitete Protokoll beiseite und sagt: 400.000 Lei. So kommen wir also mit 40 Mark davon, fast nichts im Vergleich zu den Problemen, die wir an der Grenze zu bewältigen hatten. Ein Anruf per Handy im Pfarramt Reen: Wir sind durch und rechnen Ankunft auf Mitternacht. Die Fahrt geht zügig, abends um 22.00 Uhr Tanken in Cluj Napoca / Klausenburg, unsere Zeitschätzung war etwas ungenau, um 0.30 Uhr fahren wir in Reen vor.

Herzlich Begrüßung zu später Stunde, wir buxieren den Bus in die Garage, dann ein Nachtessen, von Frau Rehner liebevoll vorbereitet, nein, sagt sie, wir haben uns damals entschieden, nicht auszureisen. Es ging darum, sagt Wolfgang Rehner, zu zeigen, dass man auch unter den veränderten Bedingungen noch etwas aufbauen kann. Wolfgang Rehner, ich schätze ihn sechs Jahre älter als ich bin, strahlt Genugtuung und Zufriedenheit aus. Wir fühlen uns im Pfarrhaus wohl. Kézdi erscheint angespannt und müde, er sitzt an seiner Examensarbeit für das Zweite Theologische Examen, "Die Bedeutung der evangelischen Akademiearbeit für den Öffentlichkeitsanspruch der Kirche in Siebenbürgen", schönes und ergiebiges Thema. Die Eheleute Rehner halten ihn wie ein Sohn. Nächtliche Diskussion zur Lage. Romtrans hat in der Tat die Bürgerschaft für das Auto übernommen und benötigt nach telefonischer Mitteilung an Kézdi umgehend eine Bescheinigung, dass das Auto in Tirgu Mures zur Verzollung angemeldet ist. Also beschließen wir, am nächsten Tag sogleich aufzubrechen, ich benötige die erforderlichen Papiere, um das Land wieder verlassen zu können, wir haben unsere Rückfahrt ab Budapest Montag abend 20.00 Uhr gebucht, das bedeutet: Montag früh, 7.00 Uhr ab Klausenburg mit dem Zug nach Oradea; von dort fährt um 15.46 ein D-Zug nach Budapest.

Man beschließt, für den Gang zum Zollamt in Tirgu Mures Herrn Filep anzusprechen. Er gehört zur sächsischen Gemeinde in Reen, eines von insgesamt 236 Gemeindegliedern in der Stadt. Herr Filep hat Kontakte zum Zoll. Er kann die erforderlichen Maßnahmen für einen reibungslosen Ablauf beim Zollamt treffen. Kézdi ist für Freitag verhindert, also erklärt sich Pfarrer Rehner umstandslos bereit, uns auf dem Weg nach Tirgu Mures zu begleiten. Rehners haben Gästebetten für uns gerichtet, für jeden von uns im je separaten Zimmer, beide unmittelbar seitlich ihres ehelichen Schlafzimmers. Ich schlafe rasch ein, einen dankbaren, traumlosen und festen Schlaf.

Von Joachim Krauss in Berlin hatte ich erfahren, dass die Kirchengemeinde in Batos / Botsch einen Teil ihres Pfarrhauses vor einiger Zeit zu einem Gästehaus umgebaut hat. Am nächsten Morgen schlage ich mit Willis Einverständnis vor, dass wir ab Freitag abend dort Quartier beziehen werden, um den Pfarrhausbetrieb zu entlasten. Zustimmung. Pfarrer Rehner wird in Botsch anrufen, um das Gästehaus für uns bis zum Montag zu sichern. Inzwischen beim Frühstück Nachricht von Herrn Filep. Er wird um 9.00 Uhr mit uns nach Neumarkt fahren, allerdings sind seine Bekannten beim Zoll alle in Urlaub, das verspricht nichts Gutes. Inzwischen kursorische Gespräche, das Leben der Kirche in Siebenbürgen und das Geschick

der Siebenbürger Sachsen betreffend. Ich bin beeindruckt, mit welcher Souveränität Pfarrer Rehner die Situation analysiert. Es könne, so verstehe ich ihn, nach 1990 nicht darum gehen, das Sachsentum zu restituieren; seine Arbeit gelte vielmehr der Lebensfähigkeit reformatorischen Kirchenwesens in Siebenbürgen. Aus den Eheleuten Rehner, beiden, spricht eine tiefe Heimatverbundenheit. Ihre fünf Kinder leben in Deutschland und Österreich. Ein Sohn ist Pfarrer in der österreichischen Ramsau. Die Eltern referieren die Entscheidung ihrer Kinder mit zustimmendem Respekt.

Filep erwartet uns vor seinem Haus am südlichen Stadtrand von Reen, ein Mann mittleren Alters, von Gestalt ein wenig untersetzt, eher schweigsam, in der Körperhaltung von abwartender und zielstrebigem Unaufdringlichkeit. Er ist der Sohn sächsischer Eltern, mit einer rumänischen Frau verheiratet, er kennt sich aus in den Geschäften des europäischen Südostens. Später, montags auf dem Heimweg Richtung Oradea, wird er uns erzählen, dass er mit einem deutschen Partner ein Unternehmen für gebrauchte Möbel in Planung hat. Die werden in Rumänien benötigt. Bei einem durchschnittlichen Monatseinkommen um DM 200,- - herum sind neue Möbel zu nahezu westeuropäischen Preisen unerschwinglich. Das Geschäft verspricht gut zu werden, allerdings braucht man dazu exzellente Kontakte zum Zoll. Der Zollhof am Rand der Stadt, in unmittelbarer Nachbarschaft eines unglaublich stinkenden und qualmenden Chemiewerks gelegen, es werden dort, erklärt Filep, Kunstdünger hergestellt, liegt an der südlichen Ausfallstraße Richtung Hermannstadt und Klausenburg. Es handelt sich um ein beachtliches Gelände von ca. 200 m in der Breite und 75 m in der Tiefe, der größte Teil Parkplatz für LKWs und diverse PKWs, die zur Verzollung anstehen. Dazu das Bürohauptgebäude des Zolls sowie einige kleinere Baracken mit verschiedenen nachgeordneten Dienststellen. Filep spricht mit einem Uniformierten, dann steuert mit uns eine dieser Baracken an. Hinter dem Schreibtisch ein Mann um die 50, Beamtentyp, Filep zeigt unsere Papiere und trägt unser Anliegen vor. Fileps Körperhaltung ist abwartend aufdringlich und unaufdringlich zugleich, eine, wie mir scheint, obrigkeitsstaatlich geprägte Demutsgeste. Der Zollkommissar blättert bedächtig in den Papieren, dann schüttelt er den Kopf. Abwarten. Verhandeln. Er nimmt die detaillierte Liste mit den Genussmitteln heraus, wiegt sie in der Hand, wie um zu prüfen, was sie wert sein könnte. Die lässt verschwinden, sagt er dann, wie Filep uns später dolmetscht. Offenbar hat er Filep den weiterführenden Kontakt gewiesen. Der dankt artig, ich lasse die fragliche Liste in meiner Tasche verschwinden, Filep nimmt die restlichen Papiere und geht mit uns ins Zollhauptgebäude zurück. Es wäre gut, erklärt er uns, jetzt DM 50,- in bar bereitzuhalten. Willi geht beiseite und

fischt aus seiner bäuchlings befestigten Brieftasche einen 50-Mark-Schein heraus. Filep nimmt den Schein unauffällig in Empfang und betritt mit uns ein Seitenbüro des zweigeschossigen Zollhauptgebäudes. Zielstrebig geht er auf einen ziemlich beleibten und etwas ungepflegt wirkenden Amtmann zu. Der Mann hält das linke Augenlid geschlossen, ich kann nicht erkennen, ob es sich bloß um einen Tic oder um eine dauernde Beschädigung der Lidmuskulatur handelt. Filep spricht einige Sätze, woraufhin der etwas ungepflegt Beleibte uns auf der Stelle mit Handschlag begrüßt. Wer die Landessprache nicht versteht, ist um so mehr auf Deutung von Gesten und Zeichen angewiesen. Ich deute den Handschlag als Vertrag: unser Geschäft wird laufen. Filep wechselt mit ihm einige weitere Worte, dann begibt er sich mit seinem Gesprächspartner zu dessen Schreibtisch, wo er, wie Pfarrer Rehner uns hinterher erklärt, unauffällig den Fünzig-Mark-Schein in eine Mappe schiebt. Der Beleibte betrachtet unsere Papiere, dann ruft er eine Sekretärin und sagt etwas in rumänischer Sprache zu ihr, auf das die Frau mit deutlichen Zeichen der Abwehr reagiert. Ein erneutes Wort des Beleibten, dann nimmt die Frau die Unterlagen an sich. Die Frau, erläutert uns Wolfgang Rehner später, hat sich geweigert die Sache entgegenzunehmen, sie sei nicht korrekt. Aber ich bin der Chef, habe der Dicke darauf geantwortet. Wir rätseln, Willi und ich, ob dies ein Code gewesen sein könnte, Hinweis, dass er bereit sein würde, vom kleinen Kuchen etwas abzugeben. Von da an jedenfalls sind unsere Papiere in Arbeit. Wir warten. Warten. Nichts bewegt sich. Vor dem Hauptgebäude steht eine Brauereigarnitur, es sitzen Bedienstete dort, trinken Kaffee, stehen wieder auf, gehen an ihre Arbeitsplätze, kehren zurück, schwatzen, gehen an einen anderen Arbeitsplatz, kehren wieder zurück, trinken wieder Kaffee, halten wieder ein Schwätzchen, gehen wieder zurück. Es herrscht eine beständige Geschäftigkeit, ohne dass sichtbar würde, dass irgendeine Art von Arbeit geschieht. Wir stehen, wir warten, inzwischen sind gut drei Stunden verstrichen, ich schlage Filep vor, noch ein wenig nachzufeuern. Warten, sagt er. Also warten wir. Inzwischen stellt sich heraus, dass die Stromleitung vor dem Haus infolge irgendwelcher Arbeit an den Leitungen gerissen ist. Computerausfall. Unser Dicker steht mit anderen Mitarbeitern und Gesprächspartnern des Zollhauptgebäudes auf dem Hof. Sie unterhalten sich, sie machen Mittagspause, er steht neben uns, als hätte er mit uns nichts zu tun. Als es zwei Uhr vorbei ist, unternimmt Filep einen erneuten Vorstoß. Er spricht den Dicken an. Er erfährt: Unsere Unterlagen sind inzwischen im Obergeschoss, dem Einfluss des Dicken entzogen. Wir wissen nicht, wo es klemmt. Filep erklärt noch einmal: die Reisenden aus Deutschland können am Montag nicht zurück, wenn die erforderlichen Stempel nicht vorliegen. Dann schlägt er, an Willi und mich gerichtet, vor, einen weiteren 50-Mark-Schein in Bereitschaft zu halten.

Inzwischen ist ein jüngerer Zollbeamter in Uniform mit dem Dicken im Gespräch. Ein weiterer Uniformierter, fortgeschrittenen Alters, selbstbewusst im Auftreten, grauhaarig, geht an uns vorbei. Der, erklärt Rehner, habe jetzt die Sache mit unserem Fahrzeug in der Hand. Filep habe bisher schlechte Erfahrungen mit ihm gemacht, er habe sich bisher nicht bestechen lassen. Willi und ich beobachten den Mann. Er wirkt ähnlich wie der Junge im gelben T-Shirt an der Grenze, ein Oberzöllner gewissermaßen. Seine Ausstrahlung signalisiert Unberechenbarkeit; Käuflichkeit scheint für ihn erst in höheren Größenordnungen angesiedelt zu sein. Wieviel persönlicher Bearbeitungsgebühr wird man wohl für einen dieser großen LKWs da draußen auf dem Hof zu entrichten haben? Inzwischen wird die Zeit eng. Es ist Freitag, der Zollhof schließt um 15.00 Uhr. Montag früh wollen wir heimfahren. Es gibt keinen Strom. Wir müssen die für die problemlose Ausreise erforderlichen Papiere vor 15.00 Uhr in Händen halten. Inzwischen - es muss so gegen 14.00 Uhr gewesen sein - hat Filep Kontakt zu einer jungen Frau geknüpft, eine Schreibkraft aus dem Zollamt, wir hatten an der Brauereigarnitur draußen vor der Tür ihren Kaffeepplatz besetzt. Gegen zwei Pfund Kaffee wird sie für Filep exakt die Funktion übernehmen, die meine Schlüsselhüterin in Bors gegen ein Pfund Kaffee und 10 Dollar auszuüben bereit war. Die Frau nimmt sich der Sache an. Sie knüpft den Kontakt zu dem Grauhaarig-Unberechenbaren. Ihr braucht, sagt sie, außer Schenkungsofferte und Urkunde der Annahmehbereitschaft noch eine Urkunde über den Schenkungsakt, und darin wiederum muss irgendein Wert, und sei er noch so gering, für Auto und Fracht angegeben sein. Später, bei Ausfertigung der Vorlage, werden wir zur allseitigen Befriedigung den Bus mit einem Wert von DM 500,-, die nagelneuen Winterreifen mit einem Wert von DM 200,- und die Computer mit einem Wert von DM 100,- DM beziffert haben. Jetzt wird der Grauhaarige aktiv. Ob, fragt er mich, ich ein Siegel bei mir führe, um ein gültiges Rechtsgeschäft zu absolvieren? Nein, sage ich, aber Willi Riedel ist Kirchengemeinderat, wir beide seien geschäftsfähig, und wenn eine Siegelkopie recht sei? Antwort: auf jeden Fall müsse der Schenkungsakt gesiegelt sein, wofür allerdings eine Siegelkopie hinreichend sei. Also Anruf an Ursel Menz in Heddesheim: Bitte unverzüglich per Fax einen Blankobogen mit beigedrücktem Siegel zur Ausfertigung der Urkunde über den Schenkungsakt an das Pfarramt in Reen. Der Grauhaarige ist es zufrieden. Er geht mit uns zu dem Auto. Er will die Fracht sehen. Die haben wir morgens im Pfarramt ausgeladen, es schien unseren dortigen Gesprächspartnern günstiger, nicht mit den Sachen beim Zollhof vorzufahren. Der Grauhaarige ziert sich. Wenn der Pfarrer Fischer nach Hause fahren will, so muss er eben warten, bis das Auto verzollt und zugelassen ist. Nebenbei erfahren wir: Die Verzollung des Wagens ist erst möglich, nachdem der rumänische Überwachungsverein,

unserem TÜV entsprechend, dort RAR genannt, sein Gutachten abgegeben hat. Das würde bedeuten: Einen Aufenthalt bis mindestens Mittwoch oder Donnerstag der nächsten Woche. Pfarrer Rehner redet scherzend auf den Mann ein. Ob er, so habe er, wie er uns später erklärt, den Grauhaarigen gefragt, die Macht zur Erteilung eines Aufenthaltszwangs habe? Der Grauhaarige versteht den Hinweis sofort: Zu Ceausescus Zeiten hatte die Polizei die Möglichkeit, die Freizügigkeit rumänischer Bürger administrativ und in polizeilichem Interesse einzuschränken, eine spezifisch rumänische Fortezza, deren genauen Ausdruck ich vergessen habe. Der Grauhaarige lacht. Inzwischen hat Filep ihm den 50-DM-Schein zugesteckt. Er hat das Geld genommen. Von nun an ist der Deal perfekt, aber die Zeit läuft. Der Grauhaarige benötigt eine Kopie meines Passes mit dem Vermerk über die Einreise im Fahrzeug. Mit den Computern sind auch die amtlichen Kopierer ausgefallen. Um 15.00 Uhr ist Feierabend. Wir springen ins Auto, wir fahren in die Stadt zu einem Copie-Shop und sind wenige Minuten vor 15.00 Uhr auf dem Zollhof zurück. Jetzt geht es schnell. Wir erhalten ein Papier, in welchem die Vorlage der Bürgerschaft durch Romtrans bestätigt wird. Wir erhalten ein anderes Papier, dessen Bedeutung mir nicht bewusst wird, und wir erhalten eine gesiegelte Kopie meines Passeintrages mit dem Vermerk über den Verzollungsvorgang in Tirgu Mures. Außerdem werden wir darüber belehrt, dass die Verzollungshandlung am Montag ohne weitere Verzögerung unter Vorlage einer gültigen Schenkungsurkunde sowie einer notariell beglaubigten Vollmacht, mit welcher Pfarrer Rehner durch mich zur Anmeldung des VW-Busses bevollmächtigt wird, fortzusetzen und zu Ende zu bringen sei. Also wird Filep sich darum kümmern, entweder noch am Samstag oder aber für Montag in aller Frühe einen Notar in Reen aufzutun. Es ist zehn nach drei, als wir den Zollhof in Tirgu Mures verlassen, nunmehr mit den erforderlichen Papieren in der Hand.

Insgesamt haben wir inzwischen, die österreichisch-ungarische Grenze mit eingerechnet, 15 Stunden beim Zoll verbracht. Immerhin: Für Filep war der Vormittag, der ihn unter Einbezug von An- und Rückfahrt um die sieben Stunden Zeit gekostet hat, ein Erfolg. Der Grauhaarige, den er bislang nicht hatte bestechen können, hat heute Geld genommen. Das schafft gute Aussichten für zukünftige Geschäfte. Auf der Rückfahrt nach Reen erörtern wir die technischen Fragen unserer Heimreise. Es scheint besser zu sein, einen Fahrer zu finden, der uns am Montag früh in das 250 km weit entfernte Großwardein / Oradea fährt. Wir werden zeitig davon müssen, um stressfrei unseren D-Zug nach Budapest zu erreichen. Dort wartet auf 20.06 Uhr der Nachtzug nach München. Jetzt ist Freitag Mittag. Das Wichtigste scheint

geschafft. Filep lässt auf der Rückfahrt nach Reen, wie Willi bemerkt, Interesse erkennen, uns am Montag nach Oradea zu bringen. Wir sind erleichtert.

Zwischenbilanz

Im Resümee unserer bisherigen Erfahrungen entwickle ich folgende Sicht: Was im west- und mitteleuropäischen Sprachraum Korruption heißt, ist in Wirklichkeit eine Art von Nischen- oder Parawirtschaft mit durchaus festen Regeln. Voraussetzung ist nicht bloß die allgemein herrschende Armut, sondern ebenso sehr eine obrigkeitlich-bürokratische Gestaltung der Staatsmacht und - korrespondierend - deren Verinnerlichung unter der Form einer entsprechenden Mentalität. Die Vielzahl der bürokratischen Erfordernisse (Papiere, Stempel, Ämter, Behördenkontakte etc.) ermöglicht jedem Saatsbediensteten, jeder beliebigen Initiative durch Anforderung eines weiteren Papiers oder Stempels ein Hindernis in den Weg zu legen, wovon der Bedienstete dann bereit ist abzusehen, wenn er entsprechend bezahlt wird. Das Problem liegt in der mangelnden Handlungs- und Rechtssicherheit. Wer sich nicht auskennt, weiß nicht, wann er wen in welcher Größenordnung zu bezahlen hat. Deshalb war sowohl an der Grenze in Bors als auch auf dem Zollhof in Tirgu Mures die meiste Zeit darauf zu verwenden, einen Schlüssel zu finden, d. h. eine Person durch Sach- oder Geldleistung gewissermaßen als Pfadfinder zu den entscheidenden Schaltstellen des Apparats unter Vertrag zu nehmen. Filep war, nachdem seine Bekannten nicht verfügbar waren, in Tirgu Mures nicht wesentlich schneller als Willi und ich in Bors. Dort war es die junge Frau im Speditionsbüro gewesen, die sich gegen 10 Dollar und ein Pfund Kaffee hatte verpflichten lassen. Eine ähnliche Schlüsselfunktion übernahm auf dem Zollhof in Tirgu Mures jene Schreibkraft, die, seit Filep mit ihr ins Gespräch gekommen und über zwei Pfund Kaffee einig geworden war, alle Energie darauf verwandte, die richtigen Kontakte zum Abschluss der Angelegenheit zu knüpfen. Die Parallelität der Vorgänge lässt vermuten, dass die gebräuchliche Bezeichnung Korruption den Sachverhalt nur bedingt trifft. Im Gestrüpp des unüberschaubaren bürokratischen Staatsapparats werden vielmehr unterhalb der kodifizierten Rechtsapparaturen erforderlichenfalls eine Reihe kleinerer Dienstleistungsverträge geschlossen, die in dem Moment, in welchem sie durch Annahme einer Sach- oder Geldleistung zustande gekommen sind, für den Einflussbereich des Vertragspartners unbedingt bindend sind. Niemand nimmt etwas an, ohne dafür eine entsprechende Leistung zu erbringen, und sei es nur die, den Weg zum nächsten Zahlungsempfänger zu weisen. Wenn man bedenkt, dass uns der ganze Autoimport vor Zoll in der Summe ca. DM 220,-, dazu einen Einkauf im Duty-free-Shop für 69 Mark und weitere vier oder fünf Pfund Kaffee Bestechungsleistung gekostet hat, so kann man dies ohne weiteres als eine Art informeller Verwaltungsabgabe auslegen. Würde dieselbe als amtlich und förmlich unter staatlicher Procura erhobene Verwaltungsgebühr legalisiert, so dürfte an einer diesbezüglichen allgemeinen Akzeptanz kein Zweifel bestehen. Womit gesagt sein soll: die beschriebene Paraökonomie signalisiert im Kern einen gesellschaftlichen und staatlichen Modernitätsrückstand. Sie ist ineffizient, nutzt unter beachtlichem Aufwand den Dehnfaktor Zeit einseitig produktiv zugunsten der potentiellen Zahlungsnehmer (womit, auf Zeiteffizienz gesehen, eine ungeheure Verschwendung einhergeht) und ignoriert vollständig die Faktoren Verlässlichkeit und Rechtssicherheit als entscheidende wirtschaftliche Grunddaten. Dabei wäre es durchaus reizvoll, wirtschaftssoziologische Studien über die Funktionsmechanismen bzw. über die Bedingungen der Wirksamkeit von Paraökonomie im beschriebenen Ausmaß zu erstellen. Welche makro-ökonomischen, sozialen und politischen Koordinaten sind für ihre Funktionsfähigkeit erforderlich bzw. welcher Art sind die

politischen, wirtschaftlichen und sozialen Strukturen, die zu ihrer eigenen Reproduktion der vorbeschriebenen paraökonomischen Mechanismen bedürfen? Offenkundig scheint mir jedenfalls, dass Paraökonomie auf einen geringen Identifikationsgrad zwischen den Amtsträgern und den von ihr vertretenen politischen bzw. wirtschaftlichen Organisationen hinweist. Insofern können womöglich Gesellschaften und Staaten, in denen Bindung an soziale Primärorganisationen (Familie, Clan, Stamm, Ethnie, Region) die Bindung an das staatliche Gesamt in Kosten-Nutzen-Rechnung wie in affektiver Perspektive überwiegt, als besondere Quellorte paraökonomischer Mechanismen bezeichnet werden. Vielleicht kann man die Sache von der anderen Seite her auch so beschreiben: Der bürokratisch überladene Machtapparat des obrigkeitlich organisierten Staates, in seiner Aufgabenstellung eingeengt auf die Aufrechterhaltung der ökonomischen und politischen Machtposition einer elitären Suprematie, benötigt zu seinem Bestand und zu seiner Funktionsfähigkeit die nach anderweitigen Begriffen kleinkriminelle Paraökonomie; sie garantiert sozusagen seinen Fortbestand. Gleichzeitig wird das volkswirtschaftliche Ganze in seiner Entwicklung entschieden behindert. Jedenfalls haben wir gegen die genannte Summe Geldes insgesamt etwa acht Staatsbedienstete zwölf Stunden lang beschäftigt.

Nachsatz: Zu den Mechanismen der Paraökonomie gehört offenbar auch der feste Bestand nicht infiltrierter und nicht infiltrierbarer Bereiche, d.h. solcher gesellschaftlichen Zonen, die von der allgemeinen Korruption unberührt bleiben müssen. Verschiedenen Bemerkungen Rehners war zu entnehmen, dass er sich niemals die Hände mit der Vergabe von Bestechungsgeld schmutzig machen würde, vermutlich dürfte er das auch nicht, um nicht Schaden in seinem Amt zu nehmen. Wenn, wie in unserem Fall, Bestechungsvorgänge erforderlich sind, muss den paraökonomischen Bedingungen durch entsprechende Fachleute in der Art Rechnung getragen werden, dass den Bereichen, die durch Korruption nicht verderbt werden dürfen, kein Schaden zugefügt wird. Insgesamt ein Knäuel von Unüberschaubarkeiten. Meinen Vorschlag, diesen Sachverhalt mit wissenschaftlicher Exaktheit auf seine soziologischen Bedingungen, seine betriebswirtschaftlichen Funktionsmechanismen und volkswirtschaftliche Bedeutung zu untersuchen, hat Wolfgang Rehner jedenfalls mit Amüsiertheit zur Kenntnis genommen.

Wein und Obst

Zurück in Reen. Es ist Freitag Abend. Wir tauschen uns lebhaft über unsere Tageserfahrungen aus. Pfarrer Rehner hat inzwischen das Gästehaus in Botsch geordert. Ein vom Weilauer Kirchenrat für Freitag Mittag vorgesehenes Essen hatte er in Erwartung der vorbeschriebenen Zollhinderlichkeiten schon am Morgen abgesagt. Wir werden jetzt für Samstag Mittag in Weilau erwartet. Während unserer abendlichen Gespräche im Pfarrhaus erscheint unvermutet der Kurator der Weilauer Gemeinde. Er unterhält sich mit den Eheleute Rehner in sächsischer Sprache, zum ersten Mal hören wir das Idiom im Original. Willi versteht einiges davon, Neckarfränkisch und Altmoselfränkisch können ihre Verwandtschaft nicht verleugnen. Frau Rehner richtet uns liebevoll einen Korb mit den nötigsten Utensilien für das Gästehaus, Obst, Brot, Käse, Wurst, Brotaufstrich, dazu einen Tauchsieder, Kaffee, Zucker und etwas

Früchtetee. Um 20.00 Uhr verlassen wir Sächsisch Reen nach einem ereignisreichen Tag in Richtung Botsch.

In abendlicher Dämmerung durchqueren wir Dedrad, da wird gerade das Vieh auf der Straße heimwärts getrieben, wir durchfahren Gorení und erreichen unser Quartier etwa gegen 20.30 Uhr vor Anbruch der Nacht. Die Hausverwalterin öffnet uns das Gästehaus, eine Essdiele, seitlich davon zwei hübsch eingerichtete Zimmer, Dusche und Toilette, wir machen es uns bequem, entspannte Gespräche hin und her, Erfahrung abarbeiten, wir essen genüsslich, ein gemütlicher Abend. Wie wird es weiter gehen? Pfarrer Rehner hat am Samstag Mittag um 12.00 Uhr in Zepling eine Trauung vorzunehmen. Um 14.00 Uhr Mittagessen, Gespräche und förmliche Busübergabe in Weilau, der Abend ist einstweilen ohne Plan. Für Sonntag sind wir in Reen beim dortigen Kurator eingeladen, Familie Lassen, sie ist die einzige, in welcher, Auskunft Kézdi, noch alle Familienmitglieder untereinander Sächsisch sprechen. Kurator Lassen ist Vorarbeiter in einer Reener Metallfabrik, seine Frau ist bei der Evangelischen Kirchengemeinde als Gemeindeschwester beschäftigt, sie verwaltet in Zusammenarbeit mit der Pfarrfrau die Medikamente und sorgt für die Kranken und Schwachen. Weiter im Sonntagsplan: Nach dem Essen bei Lassens um 14.00 Uhr Gottesdienst in Botsch, 15.00 Uhr in Weilau. Kézdi steht beide Male in der geistlichen Verantwortung. Ob ich in Weilau die Predigt halten wolle, Speisung der 5000 nach Lukas? Ich zögere. Ein Grußwort ja, aber jetzt ist nicht Predigt, jetzt ist Hören und Sich-Einlassen. Das wird sich wenig später anders ansehen. Der Sonntag Abend ist einstweilen offen. Montag früh in Reen zum Notar (wegen der Vollmacht), anschließend Heimreise. Filep wird fahren. Gut.

Samstag. Die Trauung mit Wolfgang Rehner wollen wir miterleben. Wir treffen uns, hat er gesagt, um 12.00 Uhr in der Kirche, Zepling ist das erste Dorf am Weg. Am Samstag Morgen sind wir, Willi und ich, nicht mehr einig, ob von Reen oder von Botsch aus gerechnet. Er ist für Reen, ich bin für Botsch, Willi sollte Recht behalten. Wir frühstücken gemütlich, um viertel nach elf machen wir uns auf den Weg, leider haben die Dörfer in Siebenbürgen lediglich rumänische Ortsschilder, Gorení steht auf dem ersten Ortsschild, weit sichtbar auf dem Hügel eine kleine Kirche im ungarischen Stil. Wir fragen zwei Frauen auf der Straße: Ist dies Zepling? Da, da, bestätigen sie, ja, ja. Und die evangelische Kirche, biserica protestante? Die Frauen weisen auf das Hügelkirchlein: biserica reformata! Also muss dort die Trauung sein. Wir fahren vor und finden nichts. Mehrfaches Hin- und Herfahren. Mehrfaches Fragen, die Suche bleibt erfolglos. Inzwischen etwas gestresst, fahren wir zum nächsten Dorf. Dort in

der Tat ist die Trauung im Gange. Als wir eintreffen, neigt sich der Gottesdienst bereits zum Ende. Zepling, klärt uns Pfarrer Rehner auf, heißen beide Dörfer, nur ist das eine, Gorení, Ungarisch-Zepling mit einer ungarisch-reformierten Kirche und das andere, Dedrad, Deutsch-Zepling, dort steht die evangelisch-lutherische Kirche. Das hätten wir wissen müssen. In Zepling treffen wir auf Vikar Kézdi und den Kirchenmusiker der Evangelischen Kirchengemeinde Reen, ein netter junger Mann mit Namen Elemir, ungarischer Herkunft, er trägt seine kleine elektrische Orgel von Kirche zu Kirche und spricht vorzüglich deutsch, auch er wäre bereit gewesen, uns am Montag nach Oradea zu bringen. Heute wird er uns zusammen mit Kézdi nach Weilau begleiten.

Als wir in Weilau einfahren, gucken uns die Kinder auf der Straße nach. In einem Pulk Jugendlicher erkenne ich Tochter Adriana, die im weißen Konfirmationskleid auf unserem Werbeprospekt für das Busprojekt abgebildet war. Etwas unsicher lächelnd, winkt sie uns zu. Vor einem bescheidenen, aber durchaus hübschen Anwesen richtet Frau Fargas, Ehefrau des Weilauer Kurators, gerade die Wäsche. Im Vorgarten ist ein PKW mit Heilbronner Kennzeichen abgestellt, Besuch aus Deutschland. Als wir unterhalb der Kirche beim Pfarrhaus vorfahren, findet sich der gesamte Kirchenrat versammelt. Der Tisch ist festlich gedeckt. Die Frauen haben eine Mahlzeit gerichtet, Gemüse nach der Jahreszeit, Gurken, Salate, Zwiebeln, Tomaten, dazu ein gebackener Maisbrei, Polenta, wie er vielfältig in den Ländern des Balkans die tägliche Nahrung bildet, Mamlik ist das, erklärt Willi kenntnisreich, seine Schwiegermutter hat oft davon erzählt, sie stammt aus Bessarabien. Außerdem Kartoffeln, Nudeln und Reis, das alles zu den schönsten Köstlichkeiten vom Huhn. Bei Tisch entspannte Gespräche, fünf Männer bilden den Kirchenrat, an ihrer Spitze Kurator Fargas, wir hatten ihn am Abend zuvor im Pfarrhaus zu Reen flüchtig begrüßen können. Am Ende der Mahlzeit Kaffee und Wein aus Weilauer Produktion, jetzt setzen sich auch die Frauen dazu, die während des Essens die Servierdienste verrichtet hatten. Silvia kommt mit ihrem Mann, dazu Mutter Adriana. Die Menschen erzählen von ihren Lebens- und Arbeitsbedingungen, jetzt geht es zur Sache. Wieviel Land ist da, was kann man draus machen? Wir machen eine Auflistung. Insgesamt sind es 70 ha Grund, davon 40 ha im Kirchenbesitz; von denen wiederum sind 30 ha bewaldet, 10 ha könnten für Landbau zur Verfügung stehen. 30 weitere Hektar befinden sich in Besitz oder Nießbrauch der verschiedenen Roma-Familien, zum größten Teil parzelliert, auf nicht wenige der Landstücke ist bis dato kein endgültiger Besitztitel erteilt. Wir fangen an, über eine marktfähige landwirtschaftliche Nutzung der Fläche nachzudenken, 15 Männer haben sich zusammengetan, um einen Weinberg von 2 ha

Größe zu bearbeiten. Sie erwirtschaften gemeinsam 30 hl pro ha, das ist, wie ich von hiesigen Winzern höre, kein schlechtes Ergebnis. Den Ertrag teilen sie auf; jeder von den Fünfzehn hat jährlich 400 l zum persönlichen Verzehr. Mich interessiert die Sache, ich frage, ob wir den Weinberg sehen können. Gustav, Kirchenrat, wie schon oben angemerkt Sohn einer sächsischen Mutter, dazu sein Bruder Christoph, ebenfalls Kirchenrat und Tibi, Kurzform von Tiberius, gehen mit uns unter sommerlicher Sonne über Land. Eine wunderschöne Landschaft, sanfte Hügel, fruchtbare Hänge, aber allenthalben die Äcker unbearbeitet, ehemals Wein, ehemals Obst, dahineingetriebenen Kleinbeete mit Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, Gurken, Tomaten. Der Weinberg der 15 ist relativ gut bearbeitet; ob sich daraus vermarktungsfähiger Wein gewinnen lässt, ist uns nicht klar. Wir brauchen Ackergerät, sagt Gustav, Egge und Pflug, es würde Manches erleichtern. Nichts leichter als das, denke ich spontan. Später wird mir klar: Solange die Roma-Familien ums nackte Überleben und für eigenen Verzehr das Land bestellen, ist eine Technisierung der Arbeitsgänge ziemlich wertlos. Es sind genug Hände da, die das verrichten können. Viel wichtiger sind infrastrukturelle Maßnahmen, die Arrondierung von Grund zu einer betriebs- und marktfähigen Produktionseinheit. Nur übersteigt das die mentalen Fähigkeiten unserer Roma. Sie brauchen einen Patron. Man muss, das dämmert uns alsbald, Arbeitsplätze schaffen, ein landwirtschaftliches Unternehmen gründen, sorgen, dass die vorhandenen Ressourcen, der Boden, die Arbeitskraft, das landwirtschaftliche Know-how der Romaleute sinnvoll eingesetzt und abgerufen werden. Das schaffen unsere Gesprächspartner auf keinen Fall allein. Mit Kézdi diskutieren wir die Frage eines juristischen Gutachtens zur Erlangung der Rechtstitel auf das verfügbare Land, die politische Lage ist unsicher, wie es scheint, geht die Rekonstruktion der Betriebe nach Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, wir müssen die Sache in Reen am Abend noch genauer bedenken. Was hier zu leisten ist, übersteigt unsere Möglichkeiten. Am Gescheitesten wäre es, von Deutschland aus einen Agraringenieur zu finanzieren, Frau oder Mann, auf jeden Fall einen Menschen mit fachlicher Kompetenz; Auftrag: In Weilau unter Zusammenfassung sämtlicher Möglichkeiten einschließlich eventueller Zupachtung einen marktfähigen Betrieb herrichten, Wein oder Obst, man muss es sehen. Wir verabschieden uns, Foto zur offiziellen Busübergabe, Silvia hat uns für Sonntag Mittag zum Essen in ihr Haus eingeladen, aber da sind wir schon bei Lassens verplant. Wir danken höflich. Dafür kommen wir, sage ich, am Sonntag nach dem Gottesdienst gerne für eine halbe Stunde auf einen Kaffee ins Haus. Als wir am Sonntag Nachmittag unser Versprechen einlösen, stellen wir fest, dass Silvia sich nicht hat beeindrucken lassen. Der Tisch ist festlich gedeckt. Sie ist ein wenig enttäuscht, dass wir ihre Einladung auf einen

kurzen Kaffee reduziert haben. Dafür schenkt sie uns eine köstliche Flasche Eigenbrand, nachdem wir schon vom Kirchenrat mit Weilauer Obstwasser und Wein reichlich bedacht worden waren.

Am Samstag Abend in Reen. Ich trage Wolfgang Rehner die Gedanken aus unseren Weilauer Nachmittagsgesprächen vor. Am gescheitesten wäre eine förmliche und besoldete Beauftragung an einen kompetenten Fachmann. Rehner ist sofort aufgeschlossen. Wer könnte die Sache machen? Er bringt Herrn Birthler ins Spiel. Birthler ist Ingenieur in Reen, Gemeindeglied, er betreibt eine Landmaschinenstation. Von Hause ist er Elektroingenieur, tatsächlich aber mit Leib und Seele Bauer. Wenn man ihn sucht, sagt Rehner, muss man hören, wo sein Traktor tuckert. Er entschließt sich, Herrn Birthler unverzüglich anzusprechen. Ein Telefonat, Birthler wird für Sonntag Abend zur Verfügung stehen. Es ist schon dunkel, als wir in unser Gästehaus nach Botsch zurückkehren. Die Dorfjugend feiert ein Fest, die Nacht wird laut, um die Kirche schreien die Eulen.

Sonntag. Für 14.00 Uhr ist Gottesdienst in Botsch angesetzt. Nach dem Mittagessen bei Familie Lassen in Reen fahren wir mit Elemir und Kézdi dorthin. Die Kirche, in deren unmittelbaren Nachbarschaft wir bereits zwei Nächte verbracht haben, öffnet sich. Ein gepflegter Dorfkirchenraum, relativ groß, aber kein Gestühl, statt dessen einfache hölzerne Bänke, etwa 20 Menschen sind im Gottesdienst zugegen. Kézdi predigt in rumänischer Sprache. Anschließend nach Weilau, dort wartet die Gemeinde seit 15.00 Uhr auf den Vikar und seine Begleiter. Wir verspäten uns, der Gottesdienst wird erst um 15.30 Uhr beginnen. Inzwischen hatte ich nach den Weilauer Gesprächen des Vortags meine Sicht in Sachen Predigt revidiert. Also habe ich den Sonntag Morgen über Lukas 13 nachgedacht, nachdem mir der Küster der Botscher Kirche eine Bibel in deutscher Sprache verschafft hatte, eine Luther-Revision 1974. Meine Augen haken am letzten Satz des Textes fest: Sie behielten 12 Körbe über. In Weilau eine erwartungsvolle Roma-Gemeinde, ca.100 Personen, Gottesdienst nach lutherischem Ritus, Liturgie und Übersetzung Kézdi, Predigt Fischer. Ich ziehe keinen Talar an, ich gehe nicht auf die Kanzel, das wird, sagt Kézdi, für die Weilauer ungewohnt sein. Mit dem Pathos eines amerikanischen Evangelisten trete ich vor die versammelte Gemeinde, meine Luther-Bibel in der Linken. Ich trage keinen Talar, sage ich, kein Beffchen, ich gehe nicht auf die Kanzel, aber ich habe die Heilige Schrift in der Hand, die lege ich euch jetzt aus. Dann über die 12 Körbe, die sie übrig behielten. Was kann man damit machen? Man kann sie auf den Markt bringen, den Inhalt verkaufen, Saatgut kaufen, die Einöde bestellen,

säen, ernten, übrig behalten, wieder verkaufen. Das Speisungswunder damals dauerte einen Abend, manche Wunder dauern etwas länger, vielleicht drei oder vier Jahre, auf jeden Fall will Jesus, dass sich die Menschen den Boden zu eigen machen. Ich trage das mit Lust und nicht ohne Eitelkeit vor. Die Weilauer, scheint es, verstehen die Botschaft. Die Atmosphäre ist gut. Silvia ist nicht im Gottesdienst. Sie erwartet uns am festlich gedeckten Tisch in ihrem Haus. Aber das habe ich ja schon erzählt.

Sonntag Abend. Gespräch mit Herrn Birthler. Wir erläutern, was wir in Weilau aufgelistet haben. Birthlers Einschätzung: jede Familie benötigt mindestens zwei Hektar zur subsistenzuellen Eigennutzung. Damit wären vom verfügbaren Grund bereits 30 Hektar gebunden. Der Wald? Unbrauchbar. Wein? Nicht marktfähig. Aber Äpfel. Weilauer Äpfel, erklärt Birthler, waren früher ein Markenprodukt. Sie lassen sich bis in die Wallachei und in die Dobrudscha hinein verkaufen und sind durchaus auch für den deutschen Markt geeignet. Ob ein Obstbetrieb mit 10 ha eine Marktchance habe? Birthler: Er hat. Birthler hat in Reen in einem von ihm mitinitiierten landwirtschaftlichen Verein Erfahrung mit der Zusammenlegung und effizienten Nutzung parzellierter Flächen gesammelt. Die Leute haben sich zusammengeschlossen, ihr Gelände arrondiert, Birthler hat den Traktor, er eggt und pflügt und macht den landwirtschaftlichen Berater. Das, sagt er, ist profitabel und funktioniert ganz gut. Er kennt Weilau bis zur Stunde nicht, ist aber bereit, mit dem Vikar oder dem Pfarrer hinauszufahren, um die Sache zu besehen. Man muss mit der Kommune verhandeln, sagt er, Wald gegen Obstland, vielleicht was hinzupachten, er kennt eine Agraringenieurin, die könnte die Sache in die Hand nehmen, DM 450.- monatlich würde das kosten, für rumänische Verhältnisse ein gutes Gehalt. Birthlers Sachkunde tut uns gut, seine Einschätzungen wirken kompetent, sie sind nüchtern und realistisch, das Pfarramt Reen wird den Kontakt zur Kommune Weilau suchen, Kézdi die erforderliche Überzeugungsarbeit unter den Roma-Familien in Angriff nehmen, in Deutschland werden wir klären, wie wir in den nächsten vier Jahren den Anschubbedarf von ca. DM 20.000.- pro Jahr zusammenkriegen. Vielleicht kann man einen Hilfsverein Weilau gründen. Der Obstbetrieb, schätzt Birthler, kann nach etwa drei Jahren erste Beiträge zu seiner Refinanzierung leisten. Die Aufgaben sind klar verteilt, ich verspreche meinen Gesprächspartnern ein Sachstandsprotokoll, in die Gedankenbildung sollen auch Joachim Krauss aus Berlin, Bernhard Pech von der ÖBAG und die Kirchengemeinde Göda bei Bautzen einbezogen werden. Sie alle sind an der Entwicklung in Weilau interessiert. Wir schließen den Abend in dem Gefühl, mit Anstand unseren Pflichten nachgekommen zu sein.

Irrtum und Heimkehr

Was noch? Am Montag früh starten wir zur Heimreise. 250 km mit dem Auto nach Oradea, wir rechnen fünf Stunden auf gelegentlich wenig komfortablen Straßen, um 15.46 Uhr geht dort unser Zug nach Budapest. Die Sache beim Notar ist rasch erledigt, Filep, der in rumänischen Geschäften Beschlagene, begleitet uns auch hier. Anschließend herzliche Verabschiedung durch Rehners und den Vikar, Filep fährt, er nimmt einen Freund mit, der Rückweg wird lang sein, wir kommen zügig voran, unterwegs dann und wann Schweigen, dann und wann Erzählen, ein LKW fällt mir auf, offene Ladefläche, lauter braune Pferde, Schlachtpferde für Italien, erläutert Filep. Ich rufe Marie-Luise an: Morgen früh um 9.15 Uhr sind wir in Mannheim. Dachte ich. 20 km vor Oradea durchfahren wir das Städtchen Alesd, da zeigt die Uhr halb zwei Uhr mittags; um 14.00 Uhr fahren wir am Bahnhof Oradea vor. Die Fahrkarten nach Budapest lösen, Plätze reservieren, wir trinken einen letzten rumänischen Kaffee miteinander, ich schiebe Filep 50 Mark zu, ein Entgelt für die vielen Stunden, die er uns zur Verfügung gestellt hat, er nimmt das Geld nicht an. Man muss nicht alles bezahlen, sagt er. Ich fühle mich zurechtgewiesen. Er soll es an Pfarrer Rehner weitergeben, sage ich, falls noch irgendwas für den Bus gebraucht wird. Was wir an rumänischer Währung noch in der Tasche haben, so gegen 500.000 Lei, läßt er sich als Tankgeld gefallen, damit der Bus nicht leer zum Pfarramt zurück läuft, wir tauschen die Telephonnummern, der Zug nach Budapest, steht auf der Tafel in der Bahnhofshalle, fährt auf Gleis 4, also sind wir eigentlich so gut wie zu Haus, Filep und sein Freund verabschieden sich gegen halb drei, man muss nicht bis Kronstadt oder Bukarest, um dem Elend rumänischer Straßenkinder zu begegnen, ein etwa sechsjähriger Junge, völlig zerlumpt, liegt schlafend auf einer der Treppenstufen, die zum Bahnsteig hinauf führen, niemand hat auf ihn acht, und wenn, dann so wie wir: hilflos. Auf dem Bahnsteig an Gleis vier viele Menschen, keine Anzeigetafel, es ist viertel vor drei, wir haben noch eine ganze Stunde Zeit, durch den Lautsprecher kommt eine Ansage: Irgend etwas mit Budapest und cincii, das ist auf Deutsch Gleis fünf. Die Menschen wenden sich mehrheitlich um, von Gleis vier nach Gleis fünf am selben Bahnsteig, es ist nicht ungewöhnlich, dass ein Zug nicht am planmäßigen Gleis einläuft, ich frage einen der Wartenden: Budapest? Da, da, nickt er, ja, ja, eine Diesellok taucht auf, Rangierlok, denke ich, sie zieht drei D-Zug Wagen der älteren Generation, wir wundern uns, weil es noch nicht 15.00 Uhr ist, Planabfahrt Budapest 15.46, es sieht aus, als würde der Zug gerade bereit gestellt. So ziemlich vor unserer Nase hält der Wagen, auf den unsere Reservierung lautet,

Wagen Nummer 431, das Zuglaufschild hat unten Budapest-Zuglo, oben eine rumänische Stadt, deren Namen ich vergessen habe, wir steigen ein, wir finden unsere Plätze besetzt, ich wundere mich, dass schon so viele Menschen im Abteil sitzen, es wird ein Kurswagen sein, denke ich, zumal der Internetausdruck, den ich von zu Hause mitgenommen habe, suggeriert, dass unsere Verbindung nach Budapest in Oradea überhaupt erst einsetzt, ein Pfiff ertönt, der Zug setzt sich in Bewegung, es ist kurz nach drei, man wird den Wagen noch rangieren, sage ich zu Willi und bitte die Leute, die in unserem Abteil auf unseren reservierten Plätzen sitzen, um einen Vergleich der Buchungen. Fahren Sie auch nach Budapest, sage ich so irgendwie in die Luft hinein. Wieso, antwortet mir ein junger Mann, Deutscher, der mit seiner Freundin auf dem Fensterplatz gegenüber sitzt, dieser Zug fährt nicht nach Budapest, er kommt von Budapest. Knieerweichung. Inzwischen hat der Zug Fahrt gewonnen, die Türen stehen nach ungarisch-vorbalkanischer Art offen. Los, raus, sage ich zu Willi. Der wahrt entschlossene Besonnenheit: Nein! Inzwischen haben nicht bloß wir, sondern auch unsere Mitreisenden unseren Irrtum bemerkt, mitleidige Blicke und Ansprache, der Zug hält wieder in Alesd, 20 km ostwärt von Oradea. Hektisch vergleiche ich meinen Internetausdruck. Wenn unser Zug, der richtige, um 15.46 Uhr Oradea Richtung Westen verläßt, benötigt er 15 Minuten bis zur rumänischen Grenzstation und wird dort noch einmal 20 Minuten Aufenthalt haben. Hauchdünne Chance. Ein junger Mann, Rumäne, nimmt sich unserer an, schlank, smart und - soll ich sagen: landesüblich? - irgendwo zwischen hilfsbereit und berechnend. Er ist Speisewagenschaffner auf der Strecke zwischen Budapest und Istanbul, zur Zeit nicht im Dienst. Alesd-Zentrum, sagt er, liegt drei Kilometer vom Bahnhof entfernt; gegen ein geringes Entgelt werde er beim nächsten Halt einen Kollegen bitten, uns in die Stadt zu fahren, dort könnten wir ein Taxi zur rumänischen Grenzstation nehmen, es könnte klappen. In Alesd pfeift er einen Freund herbei. Der kann uns doch, schlägt Willi vor, gleich bis zur Grenzstation bringen. Das sind 30 km hin, und für den Fahrer wieder 30 km zurück, über 60 Mark werden wir einig. Mit im Auto ein Kind, unser Speisewagenschaffner steigt hinzu, der Fahrer gehört offensichtlich zum Bahnhofspersonal in Alesd, für einen schnellen Verdienst, der wahrscheinlich etwa ein Drittel seines Monatslohns ausmacht, unterbricht er seine Arbeit. Unterwegs angebliche oder tatsächliche Versuche, per Handy unseren Zug zum Warten an der Grenzstation zu bewegen, in Oradea müssen wir durch die nachmittägliche rush hour, unser Chauffeur tritt sein Auto über alle vertretbaren Grenzen hinaus, als wir an der Station ankommen, ist der Zug seit fünf Minuten davon. Leichtsinn, Müdigkeit und ein plötzlich einsetzender Konzentrationsmangel haben die stressfreie Anfahrt, die Filep uns durch hohen Zeitaufwand ermöglicht hatte, im Handstreich zunichte gemacht. Wir sind ein wenig vor uns

selbst beschämt, doch aber einig: auf keinen Fall noch eine Übernachtung in Rumänien, das kostet bloß Zeit und Nerven, wir suchen ein Taxi nach Ungarn hinüber oder sonst einen Anschluß nach Budapest. Die Chefin an der rumänischen Grenzkontrolle besieht sich Tickets und Papiere, dann erklärt sie in sorgfältigem Englisch, es gehe in ca. 90 Minuten ein weiterer Zug nach Budapest, allerdings nicht von Oradea, sondern von Valea lui Mihal 60 km nordwärts, wenn wir jetzt ein Auto benutzten, könnten wir diese Verbindung problemlos erreichen. Und außerdem, ergänzte unser mitreisender Speisewagenschaffner, den ich, rechend, dass sein Freund und Fahrer den Kuchen mit ihm teilen werden, zwischendurch mit DM 10.- entlohnt hatte, was offensichtlich weit unter seinen Vorstellungen zu stehen kommt - er also, der Speisewagenschaffner, wisse eine Verbindung von Budapest nach München so um die Mitternacht. Davon allerdings hatte mein Internetausdruck geschwiegen, so dass wir diese Information mit den erforderlichen Vorbehalten zur Kenntnis nehmen mussten. Aber jedenfalls auf nach Valea lui Mihal, noch einmal 60.- DM, eine rasante Fahrt durch Baustellensperrungen hindurch und an schleppenden LKWs vorbei, fünf Minuten vor der avisierten Abfahrt des Zuges rasen wir in das Städtchen ein. Unser Speisewagenschaffner hat mir 20 Dollar Dienstgebühr abgenötigt, so haben wir also rund 160 Mark für Müdigkeit und unkonzentriert hingenommene Missverständlichkeiten entrichtet, aber wir kriegten den Zug, Zielbahnhof Budapest-Zuglo, der Zöllner war mit unseren Papieren zufrieden, unter sinkender Sonne fuhren wir in Debrecen ein. Unterwegs per Handy Anruf nach Haus: Gibt es eine Nachtverbindung von Budapest? Johannes gibt den Auftrag an Max weiter, der forscht im Internet, es gibt eine Verbindung, ab Budapest 1.11 Uhr, an Györs in Westungarn 3.02 Uhr, ab Györs 4.31, an Hegyshalom 5.08, ab Hegyshalom 5.38 Uhr, an Wien 7.01 Uhr, ab Wien 8.15 Uhr, noch mal Umsteigen München oder Stuttgart, an Mannheim Hbf. 17.05 Uhr. Oder in Budapest warten. Wenn wir dort um 6.00 Uhr früh den EC nach München bzw. Stuttgart besteigen, sind wir auch um 17.05 Uhr zu Haus. Wir beschließen, die Nacht zu reisen. Das ist kurzweiliger, als übermüdet inmitten nachtüblichen Personals in Budapester Bahnhofshallen den Morgen abzuwarten. Ein Hotel entfällt, es wäre teuer und böte in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit kaum Bequemlichkeit. Von Zuglo, an gegen 22.30 Uhr, nehmen wir einen Bus nach Budapest-Keleti, in den 80er Jahren gründlich restaurierter Bahnhof im neoklassizistischen Stil der Jahrhundertwende. Der Nachtzug nach Györs geht aber ab Budapest-Deli pályaudvar, Abkürzung Deli pu., was auf Deutsch heißt Südbahnhof. Also mit der letzten U-Bahn in den Budapester Süden. Wir haben Zeit. Bahnhofsnah ein Gartenlokal, wir genießen bei sommerlichen Mitternachtstemperaturen eine entspannte Mahlzeit, Salat mit ein wenig Putenfleisch und Brot, dazu einen milden Weißen vom Balaton, gut für die Seele.

Die Verbindung nach Györs entpuppt sich als Postzug, um einen Personenwagen angereichert, das kenne ich aus frühen studentischen Zeiten auf den Netzen der Bundesbahn und Reichsbahn DDR, ein magyarischer Lumpensammler sozusagen, kaum Leute, er startet pünktlich, ich schlafe auf der Stelle ein, Erwachen in Györs. Noch dämmt kein Morgen, ein Kiosk hat 24 Stunden Schichtbetrieb. Nachtwesen im Bahnhof, wir kaufen Brötchen, Käse und Obst, es ist ein schönes Reisen, unbeschwert, der Zug für die Frühschichtler geht um kurz nach halb fünf Richtung Hegyshalom, so gehen jetzt auch die Heddesheimer Frühen auf die OEG, den Eilzug von Hegyshalom bis Wien Südbahnhof erleben wir wiederum mehr im Schlaf, ab Südbahnhof bis Wien West eine Straßenbahn, Kaffee in der Bahnhofshalle, der EC nach München / Stuttgart, aus Budapest kommend, geht um 8.15 Uhr, Baustellen in Österreich, Baustellen in Deutschland, in Stuttgart ist unser Anschluß weg, in drückender Hitze bahnübliches Chaos, Verspätung, an Mannheim 18.06 Uhr. Marie-Luise holt uns mit dem Auto ab. Gegen 18.30 Uhr sind wir zu Hause.

Weilau ist weit.